AGB
Ma. 16/2

Ma 16/1

BAMBERG

Ma 16/1

Zur Kunde fremder Völker und Länder.

Aus französischen Missionsberichten.

Zweiter Band.

Mit einer Karte.

GYMNAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Mit Chursächsischer gnädigster Freyheit.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1782.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorerinnerung.

Die Folge der Bände des Originals nöthigte mich, so rasch von Egypten nach Amerika überzugehn, ohne meinen Weg durch Asien fortzusetzen, welches erst im dritten Band geschehn wird.

Der zweyte enthält wieder fünf Bände der neuen Ausgabe; ich werde so das Ganze in vier Bänden endigen können, und nur noch zwey dem gegenwärtigen folgen lassen.

Ulloa's Nachrichten, nach der Diezschen und Schneiderschen Dollmetschung, können von denen nachgeschlagen werden, die umständlichere und detaillirte Berichte von der Volks- und Natur-Geschichte, sonderlich der südlichen Länder, wünschen.

Die Anmerkungen, die ich zuweilen eingeschaltet habe, beziehn sich hauptsächlich auf den neuern Zustand. Gotha, im April 1782.

Reichard.

I.

Reise des Paters Sicard in die Wüste des heil. Macarus im westlichen Nieder-Egypten. — Kahira — Koptische Kirchengebräuche — Baum des Gehorsames — Engelweg; Teufelssäule — strenges Leben der Mönche — streifende Araber — Natron-See — Bhar bela ma — Adlersteine — Reise in das Delta — berühmter Räuber — Salmiakfabrick — Fest der sichtbaren Erscheinung der Heiligen — Isistempel — Reise nach der Kirche zu Assena — schöner Anblick des ausgetretenen Nils — Taubenschläge — Arzeneyen der Mißionarien — Egyptische Oele — indianischer Hirse — Schlange von Avnin — Leichenbegängnisse — öffentliche Fruchtmagazine — schwimmende Räuber — Portikus zu Achemunain — die Thebaischen Grotten — merkwürdiger Tempel — unbekannte Schrift eines Gewölbes — Altes Denkmal in einem Felsen — Wunderwerk mit einem Mühlstein — Anblick der Pyramiden.

Groß-Kahira kann wohl so lang seyn als Paris, aber sie ist bey weitem nicht so breit; doch könnte sie mit dieser Hauptstadt Frankreichs verglichen werden, wenn man Alt- und Neu-Kahira zusammennähme, obgleich beyde eine gute halbe Meile von einander entfernt liegen. Neu-

Kahira ist sehr bevölkert, aber was sie volkreicher scheinen macht, als sie wirklich ist, sind die engen Gassen, wo man jeden Augenblick durch das Gedränge aufgehalten wird, die Häuser sind von Backsteinen gebaut, und haben sehr niedrige Stockwerke. Ganze Schwärme Menschen wohnen darinn, denn hier weiß man nichts von langen unbewohnten Zimmer-Reihen, die nur zum Staat da sind. Eine zahlreiche Familie, mit einer grossen Anzahl Sklaven wohnt in einem kleinen Hause; die Mannspersonen nehmen den untern, die Frauenzimmer den höchsten Theil des Hauses ein. Man zählt allein in Kahira 500 Mosqueen, und vier und zwanzigtausend in ganz Egypten. Man beweiset es dadurch, daß der Kadilesker, der alle achtzehn Monate von dem Großherrn hieher geschickt wird, und eine Zechine von jeder Mosque' erhebt, allein 24000 Zechinen aus dieser Einnahme nimmt. Sonst war Kahira mit Mauren und Thürmen umgeben, von denen man nur noch die Trümmer sieht. Die noch vorhandenen Thore sind mit eisernen Blechen, wie die zu Alexandrien, beschlagen, welches glauben macht, daß ihre Verfertigung mit jener ihrer in eine Zeit fällt. Man findet auch zu Kahira die Palläste einiger alten Könige und andrer Grossen: die Säle sind von ausserordentlicher Höhe und Grösse, getäfelt und mit Gold und Lazur überzogen. Ihre Plafonds haben eine Art von offenen Dom, wodurch die Luft

von allen Seiten hereinstreichen kann. Der Boden ist mit Marmor, nach mancherley wunderlichen Dessein's, gepflastert; die Wände sind ebenfalls bis zu einer Höhe von 10 — 12 Fuß damit bekleidet. In der Mitte dieser Säle springt ein Brunnen, in einem marmornen Wasserbecken. Man muß gestehn, daß diese Gemächer, welche die Höhe, und beynahe den Umfang unsrer Kirchen haben, ganz dem Klima angemessen sind. Man hat eigene Erfindungen um sie zu lüften und zu erfrischen. Es geschicht dieses durch eine Art von Zuglöchern, die auf sehr enge Fugen stossen, wo die Luft sehr schnell durchzieht, und die Kühlung des Wassers vermehrt. Die Höhe dieser Säle, der Marmor, und das Wasser, machen es so frisch darinn, daß man, selbst in den heissesten Sommertagen, es nicht lange ohne Pelz darinn aushalten kann. Damen von Stande haben ebenfalls ihre Säle in ihren Gemächern, und hier zeigt sich vorzüglich die Pracht der Türken. Diese Säle glänzen von Gold und Lazur; tausend Schildereyen, im türkischen Geschmacke, zieren die Wände und das Täfelwerk, und die Diwan's sind mit persischen Teppichen, und reich-gestickten Kissen geschmückt.

Der Pascha wohnt im Schlosse, das unmerklich sich seinem Einsturz nähert. Hier hält er seinen Diwan, und vor demselben ist ein ziemlich schöner Platz, der 300 Schritte lang, und

ohngefehr 100 breit ist. In diesem Schlosse befindet sich auch der bekannte Josephsbrunnen, dessen Beschreibung man bey allen Reisenden antrift. Ein andrer Platz ist mit vielen, sehr schönen und hohen Säulen von Granit eingefaßt, die eine Art Kuppel tragen, welche mit Holz getäfelt, und mit arabischer Schrift geziert ist. Man nennt diese Art Saal, Josephsdiwan: es ist dies hier zu Lande eine gar gewöhnliche Benennung. Alles was alt aussieht, oder etwas ausserordentlich an sich hat, wird nach Joseph genannt. In vier oder fünf gutgebauten Thürmen, die einen Bezirk von 5 bis 600 Schritten einschliessen, befindet sich die Besatzung. Diese Thürme bestreichen die Wohnung des Pascha, und wenn Befehl von der Pforte kommt, daß er seine Bedienung niederlegen soll, so pflegt man vier oder fünf kleine Stücke gegen sein Haus zu richten, die es in einer Viertelstunde in Grund und Boden schiessen würden, wenn er den geringsten Widerstand thun wollte.

Den 5ten December 1712 trat ich meine Reise nach der Wüste an. Es ist dieses die berühmte Wüste, die einst mehr denn 5000 Mönchen und Einsiedlern zum Aufenthalt diente, und über hundert Klöster zählte. Jetzt findet man deren nur vier. Es ist eine ungeheure Sandfläche, über drey Tagereisen groß, die gegen Abend und Mittag keine andre Gränzen als die Libyschen und Barcaschen Wüsten hat, und gegen

Norden an das Nitrische Gebürge stößt, das vor diesem von unzähligen Einsiedlern bewohnt wurde. Die vier Klöster sind grosse, viereckigte Bezirke, hundert Schritte lang, und etwas weniger breit; hohe und dicke Mauern, mit einer Brustwehre, umgeben sie. Jedes Kloster hat seinen Thurm, der um die Hälfte höher, als die Mauer, ist. In jedem Thurm befindet sich eine Kapelle des heil. Michaels; einige Kammern die zu Aufbewahrung des Mundvorraths dienen; eine Bibliothek, die aus vier oder fünf Kisten, voll alter, staubiger, arabischer und koptischer Handschriften besteht, ein Brunnen mit gutem Wasser; eine Mühle; ein Ofen und eine Zugbrücke. Das Klosterthor ist von Holz, niedrig, stark, mit Eisen beschlagen, und wird von dem Thurm geschützt. Man trift in jedem Kloster die Trümmer von zwey oder drey Kirchen, verschiedenen Schlafsälen, und einer grossen Menge Zellen an, von denen nur noch einige in gutem Zustande sind. Der Thurm dient den armen Mönchen, bey den Einbrüchen der Araber, zum Zufluchtsort und Sicherheitsplatz, weil sie da nicht so leicht als in die andre Ringmauer des Klosters mit Gewalt oder List einbrechen können. Das berühmte Kloster des heil. Macarus, welches der ganzen Wüste den Namen gegeben hat, wird, so wie ein andres, nur von 4 Mönchen bewohnt. Die beyden übrigen haben deren 12 bis 15. Nicht alle sind Priester, es befinden sich

sogar Weltliche darunter, die auf Befehl des koptischen Patriarchen aufgenommen worden sind. Ihre Nahrung und Kleidung ist wie die der Landleute. Sie bringen viel Stunden am Tag und in der Nacht auf dem Chor zu, und arbeiten in den übrigen. Sie gehorchen einem Superior, der Priester ist. Sein Befehl ist ihre vornehmste Regel. Es sind gute Leute. Hinter den Sakristeyen der koptischen Kirchen ist ein Ofen angebracht, um das Brod zum Meßopfer zu backen; denn bey diesem Volke ist es ein unverbrüchlicher Gebrauch, sich keines andern als ganz heissen und gegangenen Brodes zu bedienen. Wenn ihre Priester Messe lesen, so backen sie denselben Tag einen Korb voll kleiner, runder, weisser, unten flacher und oben convexer Brode, die ohngefehr so groß als die flache Hand sind. Nur ein einziges dieser Brode ist für den Altar bestimmt; die übrigen werden, nach der Messe, an die Mönche und vornehmsten Anwesende ausgetheilt.

Noch eine andre eingeführte Gewohnheit bey den koptischen Kirchen, ist eine grosse, und tiefe viereckigte Grube, die alle Jahre voll Wasser gefüllt wird, und zu der berufenen Bad-Ceremonie, Gothas, dient. Ich wurde bey meiner Abreise von dem Kloster des heil. Macarus, von dem Superior begleitet, und traf die Trümmer von mehr denn 50 zerstörten Klöstern an: mein Gefährte zeigte mir auch den Baum des Gehorsams;

es ist dieses ein Elsbeerbaum, der vor zwölf Jahrhunderten, der Legende nach, weiter nichts als ein blosser, dürrer Stecken war, den ein Superior der Mönche, der Abt Parmen, in den Sand stieß, und einem andern Mönch befahl, ihn täglich zu begiessen. Dieser gehorchte, und der Stecken wurde, zum Lohn seines Gehorsams, ein schöner, Fruchttragender Baum. An eben den Morgen kamen wir auch über den Engel-Weg; so nennt man eine Strecke kleiner Steinhaufen, die einen Schritt von einander entfernt sind, und von Mittag nach Mitternacht, viele Tagreisen lang fortlaufen. Dieser Weg, dessen Anlage man den Engeln zuschreibt, der aber wohl das Werk von Menschenhänden seyn mag, diente den Einsiedlern zum Weiser, wenn sie aus ihren Höhlen in die Kirche gingen, oder aus der Kirche in ihre Höhlen zurückkehrten. Denn in diesen ungeheuren Ebenen, läßt der Sand, der von den Winden hin und her gejagt wird, weder Fußpfad noch andre Spuren übrig, wonach sich die Reisenden richten könnten. Wir erblickten auch die Teufels-Säule, wo sich die Feinde der heiligen Bewohner dieser Wüste, in Hinterhalt zu lagern pflegten, um sie zu verfolgen, oder in Versuchung zu führen. Das „Kloster Unser-Lieben-Frauen von den Syrern,“ ist das schönste der vier erwähnten Klöster. Es hat einen schönen Garten, und einen Brunnen mit einem Schöpfrad, der ihn wässert; man fin-

det darinn eine grosse Anzahl Bäume, von verschiedenen Gattungen, Tamarisken, die einzigen die ich in Egypten gesehn habe, Elsbeere, Datteln, und einen uralten, grossen Tamarindenbaum, der ebenfalls aus dem Stab eines Heiligen gewachsen seyn soll. Ich wurde sehr freundschaftlich in diesem Kloster aufgenommen, und richtete mich genau nach ihrer Weise sich zu betragen, um ihr Zutrauen zu gewinnen, welches mir auch gelang. Unser Mittagsschmauß war eine Linsensuppe, mit eingeschnittenem Brode, die in einer grossen hölzernen Schüssel aufgetragen wurde. Nach Tische beteten wir das Pater noster auf koptisch; dies ist ihr benedicite. Wer Durst hatte, löschte ihn aus dem Schöpf-Eymer des nahen Brunnens. Das Küchengeräthe bestand aus drey grossen steinernen Töpfen. Es kochte sich vortreflich darinn, und sie haben eine Dauer auf Jahrhunderte. Sie sind in Ober-Egypten sehr gemein. Der Stein, aus welchem sie gemacht werden, heißt Baram. Des Abends setzte man uns eine kleine Schüssel mit gepülverten Wohlgemuth-Kraut, und eine Schüssel Zuckerrohr-Mark vor. Zur Abwechselung giebt man auch trockene, und in Salzwasser geweichte Zwiebeln; der Geruch der letztern ist für die, welche nicht daran gewöhnt sind, unerträglich. Diese Mönche trinken niemals Wein, und selten Kaffe'. Sie schlafen ganz angekleidet auf Matten, die auf die Erde gebrei-

tet werden. Man muß bekennen, daß sie ein sehr frugales, und strenges Leben führen, und doch sind sie stark und fett, und strotzen von Gesundheit. Sie verlassen ihr Kloster fast nie. Die es in Amtsgeschäften thun müssen, gebrauchen die größte Vorsicht, um nicht den streifenden Arabern in die Hände zu fallen. Wenn diese Araber bey den Klöstern vorbey kommen, so pflegen sie anzuklopfen. Man hütet sich aber wohl, ihnen aufzumachen, sondern läßt ihnen Brod, Suppe, Zwiebeln und Wasser herunter, und wenn sie gegessen und getrunken haben, so ziehen sie zufrieden weiter.

Ich stieß auf meiner Reise zweymal auf Haufen dieser Räuber. Sie hatten einen Esel bey sich, der mit Beute beladen war. Ihr Anführer, dessen Habsucht mein abgetragener Rock nicht sehr reizen konnte, wurde von dem Glanz meiner rothen Schuhe bezaubert; sie kosteten mich zwölf Sols, und sind die gewöhnlichen Schuhe der Dorfpriester. Er bat mich sehr höflich darum, ich schlug es ihm eben so höflich ab, und er ließ es dabey bewenden. Ein andrer wollte Geld von mir haben. Ich führe keines bey mir; war meine Antwort. So gieb mir wenigstens, sagte ein dritter, eine Salbe für eine Wunde, die mich sehr schmerzt. Ich gab ihm etwas, und dieses setzte mich sogleich bey dem ganzen Haufen in den Ruf eines geschickten Arztes. Jeder klagte mir

sein Leid, und wollte Arzeney haben. Ich kramte meine ganze Wissenschaft aus, und es fiel mir nicht schwer, sie zu heilen, aber ich weiß nicht ob die Predigt, die ich ihnen über den kranken Zustand ihrer Seele, und über die Schändlichkeit ihres Gewerbes hielt, von eben so guter Wirkung gewesen seyn wird. Wenigstens hörten sie mir aufmerksamer zu, als ich hoffen konnte, und wir schieden als gute Freunde von einander.

Die koptische Sprache stammt von der griechischen ab. Meine Kenntniß der letztern half mir manches koptische Wort verstehn, das diese Mönche selbst nicht auslegen konnten. In der Ebene von Sceto, auf arabisch Schehat, trift man alle Morgen die Fußtapsen der wilden Schweine, Bären, Hyänen, wilden Ochsen, Gazellen, Wölfe, Krähen, ganz frisch in Sand gedrückt an. Diese Thiere streifen in der Nacht umher, und verschwinden am Tage. Der Koth der Gazellen hat einen Muskusgeruch, der sich aber nach einigen Tagen verliert.

Zwey Meilen Nordwärts vom Kloster Elbaramus liegt der Natron-See; er ist 2 oder 3 Meilen lang, und eine Viertelmeile breit. Der Grosherr zieht jährlich 36000 Quintale Natron aus diesem See, die ohngefehr 36 Beutel eintragen. Ich ging bis an die Knie im Wasser, um zu den Arbeitern zu kommen, die ganz nackt mitten im See arbeiteten, und mit sechs Fuß langen,

Finger dicken und unten spitzigen Eisen, ganze Stücken von diesem Salz lospickten. Der Natron sieht bald schmutzig schwarz, bald schön fleischfarben-roth, aus; der erstere wird am meisten geschätzet. Man belastete an diesem Tage, einige zwanzig bis dreißig Kameele und eben so viele Esel damit, um es nach einem Dorfe, am Nil, zu schaffen. Täglich soll ein gleich starker Transport dahin abgehn, die einzigen zwey oder drey Monate ausgenommen, wo der Nil austritt. Dieser See ist im Frühjahr, im Sommer und Herbst, trocken. Im Winter dunstet er eine salpeterartige Feuchtigkeit aus, die manchmal 4 bis 5 Fuß hoch steigt. Diese Feuchtigkeit hat eine dunkelrothe, oder Blut-Farbe. Der Boden des Sees ist immer fest und gleich wie ein Marmor, selbst wenn er mit Wasser bedeckt ist. An einigen Orten trift man auch weisses Salz an.

Ich und mein Gefährte schifften uns nun auf dem Meere ohne Wasser, wie sie es nennen, oder dem Bhar bela ma, ein. Wir nahmen einen Araber zum Wegweiser mit. Diese Wüste ist eine grosse Sandebene, deren Boden tiefer ausgehöhlt wird, je weiter man hineinkommt, und sich an einigen Stellen, wie in Abgründen verliert. Dann schwillt er wieder empor, und erstreckt sich in breiten Kanälen, die zu andern Schlünden und Abgründen führen. Nichts gleicht einem ausgetrocknetem See mehr, als diese mancherley Vertiefun-

gen. Auf dem Rücken der Ebene, und an dem Rand dieser Gräben, findet man hier und dort, Masten und Stücken Holz und Breter, die von den Trümmern eines gescheiterten Schiffes angetrieben zu seyn scheinen. Aber man darf es nicht anrühren, sonst verschwindet die Täuschung, und man findet, daß dieses Holz Stein ist. Wem kann man diese Verwandlung zuschreiben, als der Kraft des Salpeters dieses Klima's? Ich habe mehr als 50 dieser versteinerten Masten gezählt, und die Eingebohrnen versicherten mich, daß ich sie zu hunderten finden würde, wenn ich weiter käme. Das Königreich Fejam, das nicht weit von diesem See liegt, enthält noch wunderbarere Versteinerungen, nach der Versicherung des französischen Konsuls, le Maire. Ich nahm einige Stücken von diesem versteinerten Holz, als redende Beweise meiner Erzählung, mit nach Kahira.

In eben dieser Wüste findet man Adlersteine in Menge. Sie liegen zwey oder drey Finger tief unter der Oberfläche des Bodens, und in kleinen Gängen oder Minen, die einige Schritte lang und breit, und ohngefähr eine halbe Meile von einander entfernt sind. Alle Adlersteine sind in ihrer Entstehung nicht schwarz, sie sind zuweilen violett, oder gelb, oder aschgrau. Der Adlerstein hat in seiner Schicht drey Eigenschaften, die er ausserhalb derselben verliert, er ist zart und zerbrechlich wie

ein Ey, und stumm, das heißt, er klingt oder klappert nicht; kommt er aber an die Luft, so wird er nach und nach so hart wie Korallen. Der Thon, den er in seinem Innern verschliesset, trocknet zusammen, nimmt weniger Platz ein, und klappert folglich, wenn man ihn schüttelt. Seine Farbe wird braun und verdunkelt sich. Ich habe selbst die Probe damit, in der berühmtesten Grube gemacht, die wohl eine Viertelmeile in der Länge, und hundert Schritte in der Breite halten mag, und wo alle Adlersteine von einem glänzenden Gelb sind. So wie ich die Erde mit den Fingern aufscharrte, zerbrach ich drey Adlersteine, die ich berührte, bis ich durch die Erfahrung und die Erinnerung meiner Gefährten vorsichtiger wurde, behutsamer grub, und nichts mehr verdorb. Ich hielt den frisch ausgegrabenen Stein sogleich an mein Ohr, aber es klang nichts darinn; allein einige Tage nachher glichen diese Steine so vielen kleinen Schellen. Sie verloren nach und nach ihre Goldfarbe, und färbten sich, einige braun, andre violet, und andre sogar schwarz. Man erkennet die Güte eines Ganges oder Schichte, wenn der Boden, den man aufscharrt, warm, feucht, und buntscheckigt ist; alsdann hat man Adlersteine im Ueberfluß, und von gutem Gehalt, zu hoffen. Ist aber der Thon trocken, kalt und einfärbig, so wird man nichts oder wenig antreffen. In eben dieser

Wüste ist ein grosser Sandhaufen, den man den Adlerstein-Hügel, nennt, weil er mit dieser Steinart, nicht in kleinen Kieseln, sondern in grossen Felsenstücken, von eben der Materie wie die kleinen, bedeckt ist, nur daß sie nicht hohl sind. Ich entsinne mich nicht, daß ein Schriftsteller von denen, die über die Adlersteine geschrieben haben, dieser Wüste erwähnt hätte, wo man sie in so ungeheurer Menge antrift.

Nach meiner Zurückkunft nach Kahira, und nach Endigung verschiedener Berufsgeschäfte, schifte ich mich auf dem Nil, den 11ten May 1714 zu einer Reise in das Delta ein. Dague', ein kleiner Flecken, wo wir anhielten, war damals des Räubers Habib wegen berüchtigt. Dieser Mann hatte sich dem ganzen Lande fürchterlich gemacht, und raubte ungestraft. Jedes Fahrzeug das den Nil hinauf oder herunter ging, mußte ihm eine Abgabe zollen, und über dieses nahm er noch von der Ladung was ihm am besten gefiel. Der Pascha und seine Grossen wagten es mit allen ihren Truppen nicht, ihm das Handwerk zu legen. An unserm Bord befanden sich 2 oder 3 Janitscharen, die einen Trupp schwarzer Sklaven, beyderley Geschlechts, bewachten. Ein Araber, welcher der Vertraute, und die rechte Hand des Räubers Habib ist, kam, ganz allein und bloß mit einem Stock bewafnet, auf das Schiff, und besichtigte diese Sklaven. Er musterte die aus, die ihm gefielen,

und führte sie mit sich fort. Unsre Janitscharen begnügten sich bloß zu murren, widersetzten sich aber nicht. Dieser Habib war ein Fischer, und ist jetzt seit 20 oder 30 Jahren das Haupt einer herumstreifenden arabischen Horde. Er wohnt zu Dague', am Gestade des Flusses, in einem ziemlich artigen Pallast. In seinen Ställen stehn 2 bis 300 Pferde, und eben so viele Reuter sind auf seinem Wink immer bereit aufzusitzen. Einige tausend Araber gehorchen ihm, und oft nimmt er die Einkünfte des Landes weg, die in den Schatz zu Kahira abgeliefert werden sollen. Er besitzt eine bewundernswürdige Geschicklichkeit sich mit der Flucht zu retten, wenn er der Uebermacht weichen muß, und da er auch den Begs und Grossen des Landes, von seiner Beute reichliche Geschenke zufliessen läßt, so dulden sie ihn gern in dem kleinen Reiche, das er sich gestiftet hat. Er ist ihnen überdieses bey ihren Privat-Fehden, von grossem Nutzen. Wer ihn am besten bezahlt, dessen Sache versicht er, und es sind noch nicht drey Monate, daß er ein grosses Dorf des Ismain verheerte, und einige hundert Personen niederhieb, weil ihn Gaithas, der Feind des Ismain, darum ersucht hatte.

Zu Demaie wird der beste Salmiak in ganz Egypten gemacht. Es geschicht dieses in Oefen, die unten und an verschiedenen Stellen, in die Länge gespalten sind. Auf diese Ritzen werden zwanzig oder dreißig runde, gläserne Flaschen, von

anderthalb Schuh im Durchschnitt, gesetzt, deren Hals aber nur einen halben Schuh hält. Man verstopft diese Flaschen gut, und füllt sie mit Ruß, mit etwas Meersalz, und mit Urin von Thieren. Hierauf macht man einen Boden von Leim und Ziegeln darüber, der alles, nur den obern Theil der Flaschen-Hälse nicht bedeckt, die frey hervorragen. Der Ofen wird nun drey Tage und drey Nächte lang unaufhörlich geheitzet. Das wässerige der Materie verdunstet, und die sauren und alkalischen Salze, setzen sich im Hals an, und formiren eine runde, weisse Masse. Man zerschmeißt darauf die Flaschen, und nimmt diese Massen, oder den Salmiak, heraus. Nicht jeder Ruß schickt sich dazu, sondern er muß von den Kuchen von Viehmist entstanden seyn, die man im arabischen Gellee nennt.

Die Kirche der heiligen Gemianne, oder vielmehr Damianne, ist eine alte Kirche mit 22 Kuppeln, und liegt in der Mitte einer grossen Ebene, die ein oder zwey Tagereisen lang und breit ist, und wo viele tausend Büffel, Rinder und Schaafe weiden. Diese Kirche ist einer Tradition unter den Kopten wegen, merkwürdig, welche behaupten, daß das ganze Jahr, und sonderlich im May am Fest der heiligen Gemianne, diese Heilige sowohl als die heilige Jungfrau, und einige Märtyrer, sichtbarlich und am hellen Tage, herabzukommen, und in dieser Kirche zu erscheinen pfle-

gen. Die Sache geht aber ganz natürlich zu. An der Kirche, und gegen Abend, ist eine grosse Cisterne, auf der Mitte einer Terrasse befindlich, wo immer ein grosser Ab- und Zugang von Leuten ist, die Wasser hohlen. Die Sonne, die auf diese Leute scheint, wirft ihre Schatten auf die weisse Mauern einer Kuppel der Kirche, welche ihr Licht nur durch ein kleines Fenster, von einem oder zwey Fuß im Gevierte, erhält. Sobald die Kopten diese Schatten erblicken, brechen sie in ein lautes Freudengeschrey, über die Ankunft der Heiligen des Paradieses und ihrem gnädigen Besuch aus. Oft drücken sich auch die Farben der Kleidungen der auf der Terrasse herumwandelnden Personen, an der innern Wand der Kuppel mit ab, die, Vorzugsweise, die Kuppel der Erscheinungen genannt wird. Dann fängt der Pöbel an, alle die Heiligen bey Namen zu grüssen, die er zu sehen glaubt. Ist das Bild grün, so muß es der Sankt Georg; gelb, Sankt Viktor; roth, Sankt Menas seyn; denn mit dergleichen Farben pflegen diese Heilige auf den Gemälden der Kopten vorgestellt zu werden. Das Wasser, das um der Cisterne verschüttet wird, spiegelt sich ebenfalls an den Mauren der Kapelle, und nun wüthet das Volk für Freude: da kommt die Königin des Himmels, rufen sie, mit ihrem grossen weissen Mantel! — Nein, schreien die Araber, es ist die heilige Gemianne! Alles fällt auf die Erde und betet an. Und nun entsteht ein

Geschrey, ein Gesinge, ein Gezänke durch einander, das zum entsetzlichsten Wirrwarr wird, den man sich nur denken kann. Anfangs konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, aber bald wünschte ich das arme Volk von seinem Irrthum zu überzeugen. Doch unter so vielen begeisterten, und halb verrückten Leuten, erlaubte es mir die Klugheit nicht, den mindesten Versuch zu wagen. Allein einige türkische und arabische Soldaten, welche die Neugier zu diesem Fest herbey gelockt hatte, thaten es auf eine weit wirksamere Weise, als alle meine Ermahnungen nicht gethan haben würden. Sie verschlossen das kleine Fenster der Kuppel, und trieben die Personen, die in der Sonne standen, von der Terrasse, und sogleich verschwanden die vermeintlichen Heiligen.

Die ganze Ebene um der Kirche war, seit acht Tagen, dieses Festes wegen, mit Zelten bedeckt, unter welchen sich eine Menge Christen und Mohammedaner gelagert hatten. Der Lieutenant des Statthalters der Provinz, hatte hier auch sein Zelt und eine Reuter-Wache, um allen Unordnungen zu steuern. Unaufhörlich wurden Kälber, Schaafe, und andres Vieh geschlachtet. Alle Arten von Viktualien, Fisch, Fleisch, Brannteweín, waren hier feil. An verschiedenen Orten der Ebene, sah man Wettrennen, Kampfspiele, Tänze, und andre Lustbarkeiten. Aber Uebungen der Andacht kamen mir nirgends zu Gesicht, so feyerlich

auch dieses Fest für die Kopten war. Ihre Priester, die sich aus allen Dörfern des Delta hier versammelt hatten, dachten nur daran sich lustig zu machen, und durchliefen alle Zelte, um zu schmaussen.

So viele Mühe ich mir gab, die Geistlichkeit der Kopten nicht gegen mich aufzubringen, da ihr Einfluß auf das Volk, meinen Mißions-geschäften bey den Layen, unendliche Schwierigkeiten in den Weg legen konnte, so ging es doch nicht zuweilen ohne Streit über diesen oder jenen Satz unter uns ab. Einer der gemäßigsten und gelehrtesten ihrer Priester, machte einen Glaubens-Artikel daraus, daß Christus mit fünf Nägeln an das Kreuz geschlagen worden sey, und rechnete es den Lateinern für eine grosse Sünde an, daß sie in Schuhen in ihre Kirchen gingen. Dies wird hinreichend seyn, einen Begrif von ihrer Art zu disputiren, und ihrer lächerlichen Unwissenheit zu geben.

Im Dorfe Schabeit findet man die Ueberbleibsel eines der schönsten, geräumigsten und ältesten, egyptischen Tempel. Die Steine sind ungeheuer lang, und groß, und alle von Granit. Die meisten sind mit Bildhauerarbeit und halberhabenen Figuren von Männern und Weibern, und einer Menge Hieroglyphen geziert. Auf vielen dieser Steine erblickt man die Gestalt eines aufrechtstehenden Mannes, mit einer langen spitzi-

gen Mütze auf dem Kopf, und zwey Becher in den Händen, welche er 3 oder 4 Mädchen darreicht, die ebenfalls aufrecht, eine hinter der andern, stehn. Diese Mädchen haben einen Wurfspieß in der einen, und einen, weit kürzern, Stock, in der andern Hand; und auf dem Kopf eine Kugel zwischen zwey langen und dünnen Hörnern. Ein sehr hoher und maßiver Pfeiler, von sehr schönem Granit, und der oben, vier Einschitte, nach den vier Seiten zu, hat, scheint die Arkaden und Gewölbe dieses Gebäudes getragen zu haben. In jede Seite des Pfeilers ist ein Weibskopf, von übernatürlicher Grösse gegraben, und diese Köpfe haben weder von Zeit, noch Wetter, noch von den Arabern gelitten. Ich halte diesen Tempel für den Tempel der Isis, dessen Herodot erwähnt. Die Ruinen haben ohngefehr tausend Schritte im Umfang. Der Besuch dieser Ruinen ist für Fremde mit vieler Gefahr verknüpft. Da die Araber in der Meynung sind, daß sie kommen, die Schätze zu hohlen, die, wie sie glauben, unter diesen Trümmern verwahrt liegen, so brauchen sie dieses zum Vorwand, um die Reisenden rein auszuplündern. Ich hatte zwey Bediente des Solimans, eines reichen türkischen Kaufmanns zu Samamud, der in dem Lande in Ansehn stand, zu meiner Begleitung mit mir genommen. Drey dieser Räuber kamen, mit der Lanze in der Hand, auf uns zugesprengt, als wir mit der Betrach-

tung dieser prächtigen Trümmer beschäftigt waren. „Was macht ihr hier?“ — fragten sie mit lauter Stimme. „Wir suchen, antworteten meine Begleiter demüthig, ein Stück Marmor zu einem Mühlenstein für die Oelmühle des Solimans unsers Herrn. — „Seyd willkommen, sagten sie, aber habt ihr nichts mit euch genommen? Statt der Antwort zeigten wir ihnen unsre alte und erbärmliche Kleider, und sie verliessen uns.

Auf meiner dritten Reise, die ich nach der Kirche der Märtyrer zu Assena, den 3ten September 1714 von Kahira antrat, ging unser Fahrzeug zu Suadi für Anker. Hier fangen die Grotten von Nieder-Thebaïs an. Die Perspektive der verschiedenen Reihen und seltsamen Oefnungen dieser Grotten, die ungeheure Fläche des ausgetretnen Nils, der durch einen einzigen Wasser-Spiegel die beyden Bergketten vereinigt, die Egypten gegen Morgen und Abend begränzen; die Menge Fahrzeuge mit Rudern oder Seegeln, womit der Fluß bedeckt ist; die zahllosen Flecken und Dörfer; die Acacien-Palmen- und wilde Feigenbäume-Wälder, deren Grün über den Fluthen schimmert: alles dieses zusammen genommen, macht einen Blick, über den nichts geht. Ich wundre mich nun nicht mehr, daß die Alten so oft nach Egypten reiseten, um sich an diesen Gemälden der Natur zu ergötzen, die alle Talente der Maler

weit hinter sich lassen. Diese Grotten erstrecken sich auf derselben Seite, nemlich gegen Osten des Nils, bis Manseluth. Man erblickt ein Feld, das, einige Stellen ausgenommen, ganz sandig ist, und wo sich Wohnstätten befinden. Die Breite vom Fuß des Berges bis an Nil, beträgt nur eine halbe Meile; aber die Ländereyen, die diesem Flusse gegen Abend liegen, sind ungemein fruchtbar, und erstrecken sich fünf bis sechs Meilen weit nach dem Gränz-Gebirge zu. Dies ist, mit wenig Worten, der Abriß von Egypten. Der Nil durchschneidet eine Ebene von fünf oder sechs Meilen in der Breite, die zwischen zwey Berge gedrängt ist. Der ausgebreiteteste und fruchtbarste Theil ist gemeiniglich gegen Abend; der engste und unfruchtbarste gegen Morgen. Jenseits dieser Gebirge trift man nichts als Einöden und Sandwüsten an, die auf der einen Seite an das rothe Meer, und auf der andern an das Königreich Barca stossen.

Alle Dörfer und Flecken in Egypten haben Taubenschläge auf den Dächern ihrer Häuser, oder in einem Winkel ihres Hofs, nur mit dem Unterschied, daß die Taubenschläge in Ober-Egypten die Gestalt eines viereckigten Thurms haben, in Nieder-Egypten hingegen, aus verschiedenen kleinen, kegelförmigen, und in der Runde angelegten Thürmchen, zusammengesetzt sind. Es ist ein Sprüchwort in Said, daß ein Hausvater,

der sich in guten Umständen befindet, seine Tochter nicht an einen jungen Menschen verschleudern wird, der nicht einmal seinen Taubenschlag hat.

Der Haushofmeister eines arabischen, in diesen Gegenden kommandirenden, Fürsten, lag krank zu Settesé. Einer von seinen Leuten, der mich zu Kahira abgehohlt hatte, verließ uns, um seinem Herrn die Nachricht von meiner Ankunft zu bringen. Um nach Settesé zu kommen, hatte er drey Meilen im Wasser, bis an Gürtel, und oft bis an Hals, zu marschiren. Aber hier zu Lande sind die Leute gewohnt, diese Wasserebenen so sicher zu durchkreutzen, als wenn es trockener Boden wäre; sie kennen alle Wege und Gänge darinn, und diese Wissenschaft ist eine unentbehrliche Nothwendigkeit für sie, weil der Nil sechs Monate, vom Julius und August bis November und December, mit Steigen und Fallen zubringt. Den andern Morgen kam ein flaches Fahrzeug, und hohlte mich nach Settesé ab, wo ich meine wenigen Kenntnisse in der Heilkunde bey dem Haushofmeister auskramte, und nebenher mein Missionsgeschäfte nicht aus der Acht ließ. Ich muß hierbey anmerken, daß alle Missionarien in der Levante, in den Ruf stehn, sehr geschickte Aerzte zu seyn. Diesen Ruf verdanken sie der unentgeldlichen Ausspendung der Arzeneyen, die ihnen Ludwig XIV. zukommen ließ, und wozu die Nonnen der heil. Genovefa, noch eine Menge Pillen

hinzufügten. Es ist unglaublich was uns diese Arzeneyen für Nutzen schaffen, sie öfnen uns die Thüren der Grossen, die uns dafür ihren Schutz angedeihen lassen; sie verschaffen uns Gelegenheit, sterbende Kinder heimlich zu taufen, und bringen uns ein geneigteres Gehör bey den Schismatikern zuwege, die so zugleich an Geist und Leib genesen. Wir hoffen also, daß Se. Durchlaucht (der Regent) uns ferner eben die Arzeneyen zukommen lassen werden, die uns der verstorbene König zukommen ließ. Ich fand die Geistlichkeit der Kopten zu Settefe' erstaunend unwissend; ihre Beschäftigung ist mehr, die Rechnung bey den öffentlichen Fruchtböden, oder die Aufsicht bey den Oelmühlen zu führen. Diese Mühlen schlagen aber kein Baumöl, denn die Oelbäume sind im ganzen Lande sehr selten, und man hat hier kein Baumöl, als was aus Griechenland, Syrien, und der Barbarey eingeführt wird. Das Oel, dessen man sich zum Brennen oder ans Essen bedient, ist entweder aus Sesam, oder Saflor, oder Lein, oder wilden Sallat-Saamen bereitet. Das erste nennen die Araber, brenn-, das zweyte süß-, und das dritte starkes-Oel; das vierte heißt Selgram. Manchmal schlägt man Sallat-Saamen und Saflor in der Mühle durch einander. Das Baumöl, wird, das fürtrefliche, genannt.

Zu Settefe' wurden wir angeklagt, daß wir mit magischen Nägeln den Nilstrom vernageln,

und durch unsre Zaubereyen sein Austreten verhindern wollten. Der Fürst befand sich in einiger Verlegenheit; zum Glück für mich und meinen Gefährten aber, widerlegte ein Soldat, der uns kannte und eben zugegen war, die Verläumdung, und erhielt uns bey der Gnade des Prinzen. Aus seinem Munde erfuhren wir nachher diese lächerliche Beschuldigung. Unsre Ankläger waren zwey koptische Christen.

Der Dora oder indischer Hirsen wächst acht oder zehn Fuß, hoch, an einem knotichten und holzigen Stengel, wie Rohr oder Schilf. Das Korn steckt oben im Wipfel, in einem Strauß oder Büschel; jeder Stengel hat nur Einen solchen Strauß. Die Bauern backen Brod aus diesem Hirsen. Der Dora reift im November und December. Sobald er reif ist, läßt man ihn von Kindern, bis zur Erndte bewachen, die durch ihr Geschrey, und das Geräusch ihrer Klappern die Vögel verscheuchen.

Le Maire unser Consul zu Kahira, gab mir bey meiner Abreise den Auftrag, mich nach der Schlange von Akmin, und dem Grund oder Ungrund aller der Mährchen zu erkundigen, die man von ihr aussprengte. Ein koptischer Geistlicher, den ich über diese Schlange befragte, versicherte mich, daß, nach der allgemeinen Meinung der Türken und Christen, diese Schlange, die sie Haridy nennen, von dem Geist besessen sey, der die

sieben ersten Männer der Sara tödete, und in die Wüste gebannt wurde. Er erzählte mir auch, daß diese Schlange in Gegenwart des Emirs in Stücken zerhauen, und in ein Gefäß mit einem Deckel verschlossen worden sey, aus welchem sie, nach Verlauf von zwey Stunden, ganz und lebendig wieder zum Vorschein kam. Vermuthlich aber muß man dieses Wunderwerk, so wie viele andre, auf die Rechnung eines verschmitzten, türkischen Marktschreyers setzen, der auf einem benachbarten Berge zwey oder drey Schlangen sich hält, und viel Geld aus der Neugier der Reisenden löset, welche die Wunder der Schlange Haridy dahin lockt.

Unser Unglück wollte, daß unser Fahrzeug auf die Flotte des neuen Statthalters von Assena stieß, der sich nach seinem neuen Posten einschiffte. Er that einige Schüsse auf uns, um uns zu nöthigen, in seinem Gefolge zu seegeln, und einen Theil seiner Equipage an Bord zu nehmen. Wir waren gezwungen, dem Recht des Stärkern nachzugeben. Zehn, in zwey Reihen geordnete Barken, begleiteten ihn. Seine Galliote nahm den Mittelpunkt ein, und so fuhr er den Nil, beym Schall der Trommeln, hinab, die man weit in der Ferne hörte. Alle Statthalter pflegen es so zu halten, wenn sie auf diesem Fluß schiffen, und daher ist es kein Wunder, wenn die Schiffer, sobald sie nur ihre Wimpel von weitem erblicken,

sich bey der ersten Insel, oder in der ersten Bucht zu verbergen suchen, welches uns aber ohnmöglich fiel. Auf dieser Fahrt war ich Zeuge eines Leichenbegängnisses, dessen Lärm uns in aller Frühe weckte. Die Leiche lag auf einer Art Tragbaare, welche verschiedene Mannspersonen auf ihren Schultern trugen. Die Freunde und Verwandte des Verstorbenen umgaben sie. Hierauf folgte ein langer Zug von Weibspersonen, die in grossen, weissen, schleppenden Schleyern, verhüllt waren. Ihr Zug wurde hie und da von Truppen Tänzerinnen unterbrochen, die man ausdrücklich dazu gedungen hatte: diese Tänzerinnen, schlugen in die Hände, oder auf Basken-Trommeln, und tanzten und sangen. Die andern weinten, seufzten, und gebehrdeten sich sehr kläglich, indem sie ein grosses Geschrey, oder vielmehr ein Geheul, ausstiessen, das einen seltsamen Contrast mit der Lustigkeit der Tänzerinnen machte. Die Verwandtinnen und Freundinnen, die recht betrübt thun wollten, wälzten sich alle Augenblick auf der Erde, und warfen ganze Hände Staub auf ihr Haupt. Die Mutter des Verstorbenen, und die Weiber die sie begleiteten, gingen an das Ufer des Flusses, kneteten Koth, und beschmirten sich das Gesicht, und ihren grossen weissen Schleyer damit. Nie habe ich einen tragikomischern Aufzug gesehn. Man versicherte mich, daß die mohammedanische Leichenbegängnisse in ganz Oberegypte.. diesem vollkommen

ähnlich wären, und in der That bin ich nachher oft Zeuge davon gewesen. Endlich gelang es uns, bey Nachtzeit uns von der verdrießlichen Begleitung des neuen Statthalters loszumachen, und mit vollen Seegeln den Hafen Abnud zu erreichen. Sobald wir landeten, begab ich mich in das öffentliche Fruchtmagazin; diese Magazine sind grosse verschlossene Höfe, wo die Frucht in verschiedenen Haufen aufgeschüttet wird, und an der freyen Luft liegen bleibt. Man miethet Kinder, die den ganzen Tag bey diesen Magazinen Wache halten müssen, um sie gegen zahllose Heere von Vögeln zu vertheidigen, welche lüstern nach ihren Schätzen sind. Alles Geschrey's und aller Sorgfalt der Kinder ohngeachtet, um die ungebetenen Gäste zu verjagen, haben sie doch alle Mühe von der Welt ihr anvertrautes Gut zu schützen. Die Vögel sind feiner als diese Kinder, kehren sich an alle ihre Sicherheits-Anstalten nicht, und passen immer Augenblicke ab, wo sie ihre Wachsamkeit hintergehn, und etwas erbeuten können.

Das Ziel meiner Reise, als ich Kahira verließ, sollte Assena seyn, allein der Bischof zu Nequade' wußte mir die Gefährlichkeiten, welchen mich die Ueberschwemmungen des Nils, und die Streifereyen der Araber aussetzen würden, so schrecklich abzumalen, daß er mich von meinem Vorhaben abbrachte. Eigentlich aber, wie ich

nach-

nachher erfuhr, hatte er keinen andern Grund dazu, als die Furcht, daß ich mit Hülfe meiner magischen Kenntnisse die Schätze heben möchte, die unter den Trümmern der alten Kirchen verborgen liegen sollen. Die Kopten, und sonderlich ihre Geistlichen, haben eine besondre Neigung zur Magie und zu den chemischen Wissenschaften. Der gute Prälat hielt mich für so erfahren in diesen Künsten, daß er durch seinen Neffen, der Priester war, heftig in mich dringen ließ, ihn insgeheim das Goldmachen zu lehren. Alle meine Entschuldigungen und Vorstellungen halfen zu nichts, als Onkel und Neffen so sehr wider mich aufzubringen, daß mir meine Freunde riethen, mich, je eher je lieber, zu entfernen.

Auf dem Fahrzeuge, mit dem ich meine Rückreise antrat, befand sich ein Neger, der ein ganz ehrlicher Mann, aber für die Magie äusserst eingenommen war, und drey Kaufleute die sich für Scherifs, oder Abkömmlinge des Mohammeds ausgaben. Wir lebten mit ihnen in der größten Vertraulichkeit. Der eine hatte ein Zauberbuch, worinn er unaufhörlich und mit einem Eifer las, der zum Erstaunen war. Er nannte es das Buch der Bücher, ohngeachtet ich überzeugt bin, daß er davon so wenig verstand als ich. Der zweyte beobachtete, ohnausgesetzt, den Ramadan, das ist, er aß und trank am Tage nichts, entschädigte sich

aber dafür des Nachts. Der dritte war ein Bauersmann, der mit den Beschwörungen des einen, und den Fasten des andern seinen Spott trieb. Seine Lustigkeit heiterte unsre ganze Gesellschaft auf, aber unsre Fahrt war doch von Zeit zu Zeit mit vielen Beschwerlichkeiten und vieler Unruhe verknüpft. Unsere Barke war zu schwer beladen, und die aufeinander gehäuften Waaren-Ballen bildeten einen ordentlichen Thurm, auf welchen verschiedene von unsern Passagiren geklettert waren. Wenn die Barke auf eine Sandbank stieß, die im Nil so gemein als in der Loire sind, so neigte sie sich auf eine Seite, und dann musten wir hurtig das eingedrungene Wasser ausschöpfen, und die Seegel aufspannen, um das hohe Fahrwasser zu gewinnen. Deswegen fährt man auch den Nil niemals als bey Tag hinunter. Des Nachts wartete eine andre Ungemächlichkeit auf uns. Der Nil hat so gut seine Räuber, als die Landstrassen. Es sind Araber, und die geschicktesten Taucher und Schwimmer von der Welt. Sobald ein Schiff für Anker gegangen ist, begeben sie sich, mit einem kleinen Schlauch unter den Magen, und einem Messer, zum Zerschneiden der Stricke, in der Hand, ins Wasser. Sie lauren den Augenblick ab, wo alles in tiefem Schlafe liegt, machen sich, im dunkeln, ganz leise ans Schiff, zerschneiden die Stricke, womit die Ballen gebunden sind, nehmen was sie kriegen können, und lassen es auf dem Wasser

treiben. Werden sie entdeckt, so tauchen sie gleich unter. Man sieht sie mit ihrer Beute verschwinden, und nicht ehe wieder zum Vorschein kommen, bis sie ausser dem Schusse sind. Wir hielten zwar des Nachts einer um den andern, Wache, allein alle unsre Wachsamkeit konnte doch nicht verhindern, daß nicht einem Türken, meinem Nachbar, sein Pelz, im Schlaf gestohlen worden wäre. Er wachte auf, suchte seinen Pelz, aber der war schon weit weg.

Achemunain zwey Meilen von Mellavi, ist jetzt nichts als ein Flecken, aber die weitläuftigen Trümmer einer grossen Anzahl Palläste, sind Zeugen ihrer vorigen Pracht. Besonders fiel mir von weitem das Majestätische eines Portikus von zwölf Säulen auf. Ich näherte mich demselben, und fand die Arbeit fürtreflich, fein, und so ganz und gut erhalten, als wenn man erst damit fertig geworden wäre. Die Säulen haben achthalb königliche Fuß im Durchschnitt, und sind sieben oder achtmal so hoch. Man kann sie zu keiner der fünf Ordnungen zählen, deren Erfindung sich erst nach Errichtung dieser Säulen zu datiren scheint, sondern es sind, im eigentlichen Verstande zwölf runde, steinerne Massen, die einen langen, viereckigten, isolirten Boden tragen. Jede Masse besteht aus drey Stücken. Das erste, das auf einer, halb verschütteten, Basis ruht, ist mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt, und unter diesen Hierogly-

phen bemerkte man, nahe an der Basis, eine Pyramide mit offener Thüre: das zweyte und dritte Stück, sind gerieft, und roth und blau gemalt. Jede Säule endigt durch einen simplen Kranz, ohne Kapital, und alle zwölf tragen zwanzig länglich viereckige Steine. Zwey von diesen steinern Platten, die dicker und grösser als die andern sind, bilden in der Mitte, eine Art von viereckigen Fronton. Der ganze Portikus hat hundert königliche Fuß in der Länge, und fünf und zwanzig in der Breite. Die Höhe der Säulen, mit dem Intavolato, beträgt fünf und funfzig bis sechszig königliche Fuß. Rings herum läuft ein Fries, der mit reichen Basreliefs und hieroglyphischen Geheimnissen bedeckt ist. Diese bestehn in allerhand Thieren, Nil-Vögeln, Insekten, Obelisken, Pyramiden, und menschlichen Figuren, die gravitätisch auf Stühlen sitzen. Vor jeder Figur steht eine andre aufrecht, die ihr, ich weiß nicht was, überreicht; man sollte glauben, es wären so viele Könige, die Bittschriften aus den Händen ihrer Minister empfingen. Man zählt mehr denn funfzig dieser Figuren. Das Relief ist überall nett und gut erhalten. Karnies und Fries sind nicht gemalt, aber das untere vom Architrav, ist von einer schimmernden und blendenden Goldfarbe. An der Decke ist das Firmament vorgestellt. Die Sterne könnten nicht besser gezeichnet, noch das Lazur frischer und lebhafter seyn. Als ich diesen Portikus

im November zum zweytenmale besuchte, fand ich ihn von einer ungeheuren Menge Kranniche bedeckt, die, wie mich die Leute hier zu Lande versicherten, sich jedes Jahr um diese Zeit aus den nördlichen Ländern einzufinden, auf diesem Portikus von ihrer Wanderung auszuruhn und dann, längst dem Josephs-Kanal, auszuwindern pflegen.

Mein arabischer Begleiter zog mich hier bey Seite, und zischelte mir zu: Zünde nicht dein Rauchfaß an; damit man uns nicht auf der That ertappe, und uns ein Unglück begegne — „Was willst du damit sagen? antwortete ich ihm; „ich habe ja weder Rauchfaß, noch Räucherwerk, „noch Feuer bey mir." — Du hast mich zum Besten; erwiederte der Araber; ein Fremder wie du, kommt nicht aus blosser Neugier hieher. — „Und weswegen denn sonst?" Ich weiß, daß dir der Ort bekannt ist, wo der grosse Kasten mit Gold verborgen liegt, den unsre Väter hier gelassen haben. Wenn man dein Rauchfaß sähe, so würde man gleich entdecken, daß du gekommen bist, durch deine Beschwörungen und Zaubereyen dich unsers Kastens mit dem Golde zu bemächtigen. — Nunmehr verstand ich erst was man mir so oft unterwegens, theils im Scherz, theils im vollen Ernst, zugerufen hatte: Entführe uns den Schatz nicht, der im Portikus von Achemunain verborgen ist! Es war wahre

freundschaftliche Besorgniß für mein Leben, daß mir mein Begleiter jene wohlgemeynte Erinnerung gab. Die Araber nennen diese Kolonnade, „den Ort der Vergnügungen der Prinzeßinnen," als ob sie, ursprünglich, zu einem Spatziergang für die Töchter des Königs bestimmt gewesen sey, der sie bauen ließ.

Den 10ten November in aller Frühe fing ich meinen Besuch der thebaischen Grotten an. Sie erstrecken sich funfzehn bis zwanzig (französische*) Meilen weit. Ich erkundigte mich bey den Leuten hier zu Lande, ob nichts von dem Ursprung und der Bestimmung dieser Höhlen, durch Tradition auf sie gekommen sey? allein niemand konnte mir einigen Aufschluß darinn geben. Mich überzeugte der erste Blick, Aehnlichkeit und Alles, daß diese sogenannte Grotten ursprünglich nichts als Steinbrüche gewesen sind. Nach und nach entstanden, durch die unzähligen, zu Aufführung von Städten, Pyramiden, und andern Gebäuden verbrauchten Steine, Höhlen, oder weite, dunkle und niedrige Kammern, die in einer langen Folgen, ohne Ordnung und Symmetrie fortgehn, und wo die Arbeiter hier und da Pfeiler stehn lassen, um diese Gewölber vor dem Einsturz zu sichern. In der Folge der Zeit, machte der herrschende Geist der Busse und Kasteyung, aus diesen finstern Gruben

*) Welches überhaupt von allen Meilen dieses Werk's zu verstehn ist. R.

Höhlen der Andacht und Erbauung, wohin heilige Männer, die nicht mehr unter die Lebendigen gezählt seyn wollten, ihre Zuflucht nahmen. Man trift auch in diesen Grotten Begräbniß-Stellen der alten Egyptier, und Plätze an, wo sie scheinen ihr Gebet verrichtet zu haben. Die erstern sind sechs Fuß lange, und zwey Fuß breite, in den Felsen gearbeitete, Löcher. Um diese Särge zu finden, muß man manchmal in Brunnen oder Gruben steigen, die nicht sehr tief, und auf den Seiten, zur Bequemlichkeit der Hinabsteigenden, mit Löchern versehn sind: wenn man hinunterkommt, so stößt man auf einen viereckigten, sehr finstern, Felsengang. Die Gleichheit zwischen diesen Brunnen, und den Brunnen die man in den Pyramiden und Mumiengräbern findet, ist vollkommen und augenscheinlich. Die Zellen der alten Einsiedler sind sehr klein, und in den Gewölbern dieser Steinbrüche angebracht. Thüren und Fenster haben nicht einen Fuß im Gevierte. Ueberall fand ich Kreuze, Bilder und Betstellen, die ein Werk der Hände dieser heiligen Büssenden waren.

Mitten unter diesen alten Steinbrüchen steht ein kleiner Tempel, mit vielen hiroglyphischen Gemälden. Er ist viereckig, vier oder fünf Toisen lang, aber nicht ganz so breit, und von einer noch geringern Höhe. Alles ist daran bemalt, Gewölbe, Wände, äussere und innere Seite, aber mit so

glänzenden und angenehmen Farben, daß man Augenzeuge gewesen seyn muß, um es zu glauben. Die Figuren an der Aussenseite der Thüre, die doch aller Strenge der Witterung, und dies so viele unzählige Jahre durch, ausgesetzt waren, haben noch fast alle ihre Züge, und alle Lebhaftigkeit des Kolorits, bis auf unsre Zeiten erhalten. Zur Rechten sieht man eine stehende Mannsperson, ein Rohr in jeder Hand; sie stützt sich auf ein Krokodil; neben ihr steht ein Mädchen, ebenfalls ein Rohr haltend. Zur Linken ist eine andre stehende, und auf ein Krokodil sich lehnende, Mannsperson, die in der Rechten ein Schwerd, und in der Linken eine brennende Fackel führt. Innewendig im Tempel sind Blumen von allen Farben, Werkzeuge verschiedener Künste, und andre groteske und allegorische Figuren abgemalt. So sieht man auf der einen Seite, einen Vogelfang, wo alle Vögel, die den Nil lieben, in einem einzigen Zug des Garns bestrickt werden; und auf der andern, eine Fischerey, wo man alle Fische dieses Flusses, in einem einzigen Netze fängt. Die Zeichnung von allen diesen Schildereyen ist sehr artig. Im Grund des Tempels, hat man eine ziemlich tiefe Nische in die Wand gegraben, die wie das übrige, gemalt und verziert ist. Schade! daß das Gewölbe dieses merkwürdigen Gebäudes, gespalten, und zum Theil herabgefallen war. Vermuthlich ist daran die

Schatzgräber-Sucht der Araber Schuld, die von Reichthümern träumte, die in dem Schoos dieses Felsens verborgen wären.

Ein gewölbter Gang in den Grotten, hundert Schritte lang, und breit, zog meine Aufmerksamkeit durch eine Menge Handschriften an sich, womit das Gewölbe bekritzelt war. Die Züge dieser Schrift waren weder türkisch, noch arabisch, noch hebräisch, noch griechisch, noch lateinisch, noch koptisch; sechs Sprachen, die mir nicht fremd sind. Noch weniger konnte ich ihren Inhalt bestimmen; ich hielt aber dafür, daß es Psalmen oder andre Stellen aus der heiligen Schrift seyn mögten, und bewunderte die Gedult der Eremiten, einige Gerüste von einem Ort zum andern zu schleppen, um eine so langwierige und mühseelige Arbeit zu endigen. Mir fiel nachher ein, daß ethiopische, syrische, oder chaldäische Mönche, sich in diese Höhlen begeben, und diese Schriften in ihrer Sprache geschrieben haben könnten. Zu Kahira schlug ich meine Alphabete nach, und das erste was mir in die Hand fiel, war das Alphabet der alten syrischen Sprache, die von der neuern so sehr abweicht. Die Züge jener Schrift waren meinem Gedächtniß nach ganz frisch eingedrückt, und schienen mir eine grosse Aehnlichkeit mit den Buchstaben zu haben, die ich vor Augen hatte. Eine Stelle der Kirchengeschichte des Nicephors, unterstützte mich, und ich wußte auch von sicherer

Hand, daß die Abyßinier noch jetzt Bücher in der alten syrischen Sprache haben, die sie verstehn und schätzen. Ich schloß also, daß ethiopische oder syrische Mönche gewiß die Verfasser jener Schrift des Gewölbes gewesen seyn müssen.

Ich halte mich nicht bey der Beschreibung der Ruinen der Stadt des Antinous auf, die schon andre vor mir geschildert haben. Was die Zeit nicht zerstört, das zerstört die Bausucht der Türken, welche die besten Marmorstücken und Säulen, zu Aufführung ihrer Gebäude, und Verschönerung ihrer Mosqueen, aber in ziemlich unsymmetrischen Geschmacke, anwenden. Doch muß man ihnen noch danken, daß sie uns die Säule des Alexander Severus ganz gelassen haben, welche sich in der grossen Strasse befindet, die diese Stadt von Süden nach Norden durchschneidet; die Strasse selbst wird von Osten nach Westen von einer andern geschieden, und an den 4 Ecken des Platzes wo dieses geschieht, standen vor Zeiten vier Säulen von korinthischer Ordnung, von welchen nur diese einzige bis auf uns gekommen ist. Sie ist schon öfters beschrieben worden. Prächtige Grabmäler bedecken die Ebene, die zwischen der verwüsteten Stadt und dem Gebirge liegt; es kostete den Türken wenig Mühe, sie aus den nahgelegenen Trümmern aufzuführen. Ich kam bey dem See vorbey, der zu dem Mährchen des Charons und der Fahrt über den Höllenfluß, und der ganzen

griechischen Fabel von den Schicksalen der Seele nach dem Tode, Anlaß gegeben haben soll. An dem Gebürge von Babain zeigte man mir ein merkwürdiges Denkmal aus dem Alterthum. Eine Vorstellung eines Opfers das der Sonne gebracht wird, in den Felsen halb erhaben, gehauen. Dieses Monument hat wohl den Angriffen der Zeit, aber nicht den Mishandelungen der Araber widerstehn können, die es verstümmelt haben. Es kostete augenscheinlich, unsägliche Mühe und Arbeit, bis man diese Nische, von fünf oder sechs Fuß Tiefe, und funfzig Fuß Höhe und Breite, in den Felsen, mit ihren Figuren, gebrochen hat. Die Sonne, mit ihrem Strahlen, hat 15 bis 20 Fuß im Durchschnitt. Zwey Priester von natürlicher Grösse, mit langen, spitzigen Mützen, heben zu diesem Gegenstande ihrer Anbetung die Hände auf. Die Spitzen ihrer Finger berühren die äussersten Spitzen der Sonnenstrahlen. Zwey kleine Knaben, mit eben solchen Mützen, reichen ihnen jeder zwey grosse angefüllte Becher. Drey geschlachtete Lämmer liegen auf drey Holzstössen, deren jeder aus zehn Stücken Holz besteht. Sieben Krüge mit Handhaben stehen bey diesen Holzhaufen. Auf der andren Seite sind zwey Weiber und zwey Mädchen, völlig erhaben gearbeitet, denn sie hängen nur mit den Füssen, und ein wenig mit dem Rücken, an dem Felsen. Man bemerkt noch die Spuren des Meissels, womit ihnen die Köpfe ab-

geschlagen worden sind. Hinter den beyden Knaben und noch an mehrern Stellen der Nische, sind verschiedene Hieroglyphen angebracht.

Ein Wunderwerk des heil. Georgs zu Bebe', das unter den Kopten sehr berufen ist, kann ich hier, zur Belustigung meiner Leser, nicht mit Stillschweigen übergehn. Der Patron einer mohammedanischen Barke wurde sehr gebeten, einen Mühlstein an Bord zu nehmen, der für die Mühle der Kirche dieses heil. Georgs bestimmt war. Er schlug es aber, unter heftigen Verwünschungen des Heiligen ab, und ging unter Seegel. Aber wie groß war sein, und aller Augenzeugen, Erstaunen, als sie den ungeheuren Mühlstein in Nil springen, und so leicht wie Kork, neben dem Fahrzeuge des Ungläubigen herschwimmen sahn? Er bekam auch seine natürliche Schwere nicht ehe wieder, als bis er aus dem Wasser gezogen, und in der Mühle des Heiligen, an Ort und Stelle gebracht worden war.

Je mehr wir uns nun Kahira näherten, je mehr verschönerte unsre Fahrt der Anblick der Pyramiden, die eine nach der andern, vor unsern Augen emporstiegen. Die erste Pyramide, die wir erblickten, war die von Meidon. Zwey andre wurden wir, Dachur gegenüber gewahr. Den andern Morgen entdeckten wir erstlich die Pyramiden von Saccara. Die Sonne beschien diese ungeheuern Klumpen nach ihrer ganzen Höhe und

Breite, so daß wir alle Theile daran unterscheiden konnten. Die Windungen des schlängelnden Nils letzten unsern Blick durch immer neue Perspektiven, und auf beyden Seiten war sein Gestade, von unzähligen Dörfern und fruchtbaren Fluren bedeckt, die mit dem Grün ihrer mancherley Gehölze prangten. Weiter hin erschienen die beyden Bergketten, welche den Nil begleiten, und von der Natur zu seinen Gränzen, und den Dämmen seiner Ueberschwemmungen bestimmt zu seyn scheinen. Man muß gestehn, daß dies alles zusammenngenommen, eine feyerliche überraschende Scene öfnet.

Saccara ist ein Dorf, dessen Einwohner sich hauptsächlich darauf legen, die Eingänge oder Brunnen, zu den Begräbnissen und Mumien-Behältern der alten Egyptier zu entdecken, die sich in der Ebene von Saccara befinden. Man hat so viele Mumien daraus weggeführt, daß sie jetzt ziemlich selten geworden sind. Neben der grossen Pyramide, stehn zwey kleinere, die eine von weissen, die andre von schwarzen Steinen. Der König der die erste bauen ließ, (so lautet das Mährchen der Landessage) baute die beyden andern, für zwey von seinen Weibern, wovon die eine, eine Weisse, die andre eine Mohrin oder Schwarze war. Weiter hin sind zwey andre Pyramiden, ebenfalls von zweyerley Steinen, wie jene. So wie man Kahira näher kommt, so entdeckt man auch

mehrere Pyramiden. Die in der Ebene von Moknan sind die zahlreichsten, die berühmtesten unter allen aber, und die man unter die sieben Wunderwerke der Welt rechnete, sind die drey grossen Pyramiden von Gizé. Wir sahn auch das Haupt des berufenen, grossen Sphinx. Der Rest seines Körpers ist vom Sand verschüttet.

2.

Reise des Paters Sicard in die Thebaischen Wüsten — Kloster des heil. Antonius — Einrichtung desselben — Tracht und Gelübde der Mönche — Ebene der Wagen — Rothes Meer — Kloster des heil. Paul — Skorpionen-Holz — Eidechse Uaral.

Joseph Assemanni, ein Maronite, kam nach Kahira, um alte arabische und koptische Manuscripte in Egypten aufzusuchen, und sie für die vatikanische Bibliothek zu kaufen, deren Bibliothekar er ist. Ich begleitete ihn zu den Klöstern in der Wüste des heil. Macarus, wo er verschiedene Handschriften an sich handelte. Vor seiner Abreise nach Syrien, wo man ihm Hofnung zu einer guten Anzahl fürtreflicher, syrischer Manuskripte machte, mußte ich ihm versprechen, auch sein Gefährte auf der Reise in die Thebaischen Wüsten zu seyn. Dies geschah nach seiner Rückkunft, und wir brachen den 23sten May 1716 von Kahira auf.

Zu Bajad mietheten wir Kameele und zwey Kameeltreiber, um uns in die Wüste des heil. An-

tonius zu bringen. Diese Wüste ist so berühmt, daß wenige Personen sie nicht kennen werden, aber noch wenigere werden wie ich den Vortheil gehabt haben, an Ort und Stelle selbst ihre Untersuchungen anzustellen, und Augenzeuge des Lebenswandels der Einsiedler zu seyn, die sie noch jetzt bewohnen. Wir durchzogen eine sandige Ebene, die sich bis an die Höhle von Gebéi erstreckt, die von zwey Bergen geschlossen wird. In diesem Thal sind drey oder vier Wasserbehälter, die nicht weit von einander liegen, und in den Felsen von Natur ausgehöhlt sind. Die Regenfluthen die diese Behälter anfüllen, schlemmen eine Kreidenerde mit sich, welche das Wasser weiß färbt. Wir kamen um Mittag bey dem ersten Behälter, in der entsetzlichsten Hitze an. Da war kein Baum, der uns wohlthätig seinen Schatten bot; nur hie und da standen einige wenige, kleine Büsche, und einige kärgliche Pflanzen, die uns zu nichts nützten. Endlich entdeckten wir ein grosses, mit seinem Gipfel sich vorwärts beugendes Felsenstück, das ein dichtes Mooslager, das zu seinen Füssen sproß, vor der Sonne schirmte. Hier ruhten wir aus. Gegen 4 Uhr Abends setzten wir unsern Weg fort, und erreichten nach einer Stunde die Spitze des Bergs Gebéi. Nun öfnete sich vor unsern Blicken eine grosse steinige und öde Ebene, die sonst die Kuh-, und jetzt die Katzen-Ebene genannt wird. Hier wählten wir uns einen Platz zu un-

sern Nachtlager; unsere Tafel war bald gedeckt; alle unsere Gerichte bestanden in Zwieback, Käse, und gesalzenem Fisch. Der Schlaf überfiel uns auf dem Sand, und verließ uns nicht ehr, als den andern Morgen. In der ganzen Katzen-Ebene findet man nichts als einige wilde Acacien-Sträuche, die eben so viel Dornen als Blätter haben, und dem Reisenden nicht den mindesten Schutz vor der Hitze angedeihen. Die Ebene endigt sich bey dem Gebirge Keleil, das sich von einander scheidet, und einen Eingang zu dem Thal Araba, oder der Ebene der Wagen, öfnet. Das Bette eines ausgetrockneten wilden Wasserstroms diente uns diesmal zum Nachtaufenthalt; so übel dieses Lager auch war, so litten wir doch ungleich mehr vom Durst. Jedes unsrer 4 Kameele war mit einem vollen Wasserschlauch bey unsrer Abreise beladen worden; zwey dieser Schläuche hatten wir schon geleert, aber unsre Kameeltreiber hatten die beyden übrigen, ich weiß nicht aus welchen Grunde, mit einem so stinkenden Oel gerieben, daß wir lieber dursten, als von diesem inficirten Wasser trinken wollten. Wie groß war also unsre Freude, als wir den andern Tag vier oder fünf Meilen von uns, ein Trüppchen Palmenbäume entdeckten, und von unsern Begleitern hörten, daß sie einen kleinen Morast beschatteten, dessen Wasser zwar salzig, aber gut zu trinken sey. Hier löschten wir

unsern Durst reichlich, und fanden uns so gestärkt, daß wir das Ziel unsrer Reise noch vor Mittag erreichten.

Der Anblick des Klosters und der Gegenden umher hat etwas fürchterliches, das einen heiligen Schauer auspreßt. Man wird eine Menge, auf den Gebirgen Colzim, Keleil, und Askar, zerstreuter Höhlen gewahr, an welchen man zu deutlich bemerkt, daß sie das Werk der Menschen sind. Kaum vermögen die Strahlen der Sonne in diese finstern Grotten der Büssenden zu dringen. Zwischen den hohen Gebirgen liegt eine weite, öde und unfruchtbare Ebene, und in dieser Ebene, am Fuß des Bergs Colzim, im Gesicht des rothen, zwischen dem Berg Colzim und den Gebirgen des steinigen Arabiens eingeschlossenen, Meeres, das Kloster des heil. Antonius.

Vergebens suchten wir nach den Eingang des Klosters. Wir fanden weder Pforte noch Eingang, denn die Furcht vor den Ueberfällen der streifenden Araber, hat es nöthig gemacht, beyde zu vermauern. Aber unsre Kameeltreiber wußten schon, was in dergleichen Fällen zu thun war. Sie warfen mit Steinen unter einem entsetzlichen Geschrey, so lange in den Mönchs-Garten, bis sich einige Mönche auf der Zinne einer sehr hohen Mauer blicken liessen. Sie gaben uns durch Gebehrden und Rufen zu verstehn, daß wir willkom-

men wären, und da sie aus der Erfahrung wissen, daß den Pilgern die sie zu besuchen kommen, nichts nöthiger und erquickender als ein frischer Trunk ist, so liessen sie uns zuerst ein Gefäß mit Wasser, und dann einen grossen Korb herunter, in welchen uns unsre Kameeltreiber setzten, worauf wir von den Mönchen, vermittelst einer Winde, bis zu einem hohen Fenster gezogen worden, durch welches wir in das Kloster stiegen.

Der Superior empfing uns sehr höflich, und nachdem wir unser Gebet in der Kirche verrichtet hatten, wurden wir in ein reinliches, aber armseeliges Zimmer geführt. Zwey Mönche breiteten ein ledernes Tischtuch, über eine Matte, auf ebener Erde, und besetzten es mit fünf oder sechs Schüsseln, die einerley Gericht enthielten. Dieses Gerichte war ein, mit Wasser gekochter Teig, in Sesam-Oel, worüber sie zwey oder drey Löffel Honig gossen. Wir setzten uns, nach Landesart, auf unsre übereinander geschlagene Füsse, zu Tische und waren zu hungrig, als daß es uns nicht treflich hätte schmecken sollen. Hierauf wurden jedem von uns, zwey Tassen, die eine mit Wein die andre mit Kaffee, als ein besondres Vorzugs- und Pracht-Zeichen, gereicht.

In der Mitte des innern, ziemlich grossen Hofs, stehn zwey Kirchen, oder vielmehr Kapellen, die nicht über 20 oder 30 Schritte lang, und nicht so breit sind. Ihr Alterthum macht ihr

ganzes Verdienst aus, denn sie sind dunkel, und plump gebaut, und die Wände mit raucherigen Gemälden bedeckt. Die eine Kirche ist den Aposteln Skt. Peter und Paul, und die andre dem Skt. Antonius gewidmet. Beyde Kirchen hängen durch eine kleine Gallerie zusammen, die einen kleinen Glocken-Thurm und eine Glocke, von anderthalb Fuß im Durchschnitt, hat. An jedem andern Orte als in dieser Wüste, würde diese Glocke von den Türken nicht geduldet werden. Ein viereckigter Thurm, dessen Pforte sehr hoch angebracht ist, steht, in der Nähe der Kirchen, und dient den Mönchen zur Feste und zu einem Zufluchtsort, wo sie ihre Bücher und Kostbarkeiten, und in einer kleinen Kapelle ihre heiligen Gefässe, vor den Diebereyen der Araber sichern, die schon einigemal die Klostermauern erklettert haben. Eine kleine Zugbrücke, die auf eine benachbarte Terrasse fällt, führt zu dem Thurm. Die Zellen der Mönche, ohngefehr dreißig an der Zahl, sind längst des Hofes, und von einander abgesondert, gebaut, und stellen kleine Gassen vor. Das Refectorium, der Backofen, der Brunnen, wo ein Pferd fast beständig Wasser zieht, und die übrigen ökonomische Gebäude, formiren ihre eigenen Gassen; und das alles zusammen, hat das Ansehn einer kleinen, in diese Wüste versetzten, Stadt.

Der Klostergarten ist sehr geräumlich. Der Hof, den ich eben erwähnt habe, und dieser Gar-

ten der ihn umgiebt, bilden ein Viereck, das wohl neun bis zehn Acker halten mag. Die Mönche ziehn in ihrem Garten alle Arten Küchengewächse zu ihrem Gebrauch. Sie haben auch Dattel-Oliven-Johannisbrod-Pfirsich- und Abricosen-Bäume angepflanzt. Sie baten uns, so viel von diesen Früchten zu pflücken, als uns beliebte. Wir bemerkten auch in ihrem Garten zwey Weinberge, die ihnen eine Art Clairet-Wein geben. Sie heben ihn für die Gäste auf, die sie vorzüglich bewirthen wollen. Sie selbst trinken ihn nur an den vier jährlichen Hauptfesten. Wasser ist ihr gewöhnliches Getränke. Drey verschiedene Kanäle, die sich an der Quelle, am Fuß des Berges Colzim füllen, führen es unter der Erde und unter den Mauern bis in die Küchen und Gärten. Das Wasser ist hell, aber doch etwas salzig; dies schadet aber der Gesundheit nicht, und man gewöhnt sich bald daran. Fast alle Wasser dieses Landes haben diese Eigenschaft.

In dem Garten ist noch eine Kapelle, oder kleine Einsiedeley, wo die Mönche ihre besondern Gebete verrichten. Wir fanden bey unsrer Ankunft nur funfzehn Mönche, von welchen allein der Superior und noch ein andrer Mönch geweihte Priester waren. Ihre Kleidung besteht in einem weissem Hemde, einem Leib-Rock von brauner Leinwand, und einer Weste von schwarzen „Serge," mit grossen Ermeln; der Rock bedeckt die andern

Kleidungsstücke. Auf dem Kopf tragen sie eine schwarze und überaus enge Kutte, und eine roth- oder violet-Leinwandne Mütze darüber, die einen weiß- und blaugestrieften Bund hat. Sie sind mit einem ledernen Gurt gegürtet. Ihre Schuhe sind roth oder schwarz. Sie ziehen sie aus, wenn sie in die Kirche oder in ihre Zellen gehn, deren Boden mit Matten belegt sind. Sie tragen keine Strümpfe, der Kopf ist immer geschoren, und sie entblössen ihn nie, selbst nicht in der Kirche. Gehorsam, Armuth und Keuschheit sind ihre Gelübde; sie dürfen nie Fleisch essen, und müssen das ganze Jahr fasten, die Sonnabende, Sonntage, und die Osterzeit ausgenommen. Die Horen müssen sie stehend hersagen, dürfen sich aber dabey auf einem Stock, mit einem Queerstabe, stützen, der die Gestalt eines T hat. Um Mitternacht müssen sie aufs Chor, um die Psalmen zu singen, und alle Abende werfen sie sich, hundert und funfzigmal mit dem Gesicht und mit ausgestreckten Armen, auf die Erde, und bezeichnen sich jedesmal beym Aufstehn mit dem Kreuz; sie nennen dieses Niederfallen Metqnoe', oder Büssung. Unter diesen Mönchen giebt es einige, die sich noch eines strengern Lebens befleißigen, und zum Unterschied eine Art Pallium, oder ledernes Skapulier tragen. In diesem Kloster waren ihrer drey oder vier; wir bekamen sie aber nicht zu Gesichte, weil sie weit eingezogener leben. Sie fallen jede Nacht

dreyhundertmal nieder, und machen eben so oft das Kreuz.

Der Superior ist eigentlich nur Vicarius; denn der General-Superior sowohl von diesem als dem Sankt-Paul-Kloster, dessen wir gleich erwähnen werden, wohnt in einem Dorfe am Nil, und versorgt beyde Klöster mit Korn, Linsen, Zwiebeln, Lein- und Sesam-Oel, Weyrauch, Wachs, und andern Nothwendigkeiten. Diese Mönche geben sich mit Zaubereyen und dergleichen ab, und glauben die Macht zu besitzen, Krankheiten versprechen, und Schlangen beschwören zu können. Das Lieblingsstudium des Superiors war die Sterndeuterey, und die Verwandlung der Metalle. Assemanni fand hier nur drey oder vier Handschriften, die er des Vatikans würdig hielte. Er kaufte sie von dem Superior, wider Wissen der Mönche, die eine solche Veräusserung niemals zugelassen haben würden, ohngeachtet ihnen diese Schriften gänzlich unnütz sind.

Wir beredeten den Superior uns auf unsre Reise nach dem Kloster Skt. Paul zu begleiten. Anfangs machte er Schwierigkeiten, und stellte uns die Gefahr vor, in die Hände der Araber zu fallen, die den Weg dahin sehr unsicher machten, endlich aber gab er nach, und nachdem wir unsre Kameele, mit den nöthigen Lebensmitteln beladen hatten, so traten wir unsre Reise, durch die Ebene Araba, oder die „Ebene der Wagen,“ an. Ich

erkundigte mich nach den Grund dieses Namens, und man gab mir zur Antwort, daß er von dem beständigen Ab- und Zufahren der vielen Wagen entstanden sey, auf welchen die frommen Egyptier vor Zeiten, den Einsiedlern, die sich in diese Wüste begeben hatten, Lebensmittel zu bringen pflegten. Aber durch eben diese Wüste nahmen auch die Marmor-Fuhren ihren Zug, welche die alten Egyptischen Könige, und die Griechen und Römer, aus den Thebaischen Gebirgen, zu ihren prächtigen Gebäuden herbeyschaffen liessen. Und schon dieses kann der Ebene ihren Namen gegeben haben. Wir sahen am Fuß des Bergs Colzim tiefe Gruben, und grosse, hier und da zerstreute Marmor-Blocke. Dieser Berg hat zwey Marmorbrüche, der eine giebt gelben Marmor, der andre fürtreflichen Granit. Der letzte Bruch liegt in der Nähe des Feigenbaums-Thal, das von einer süssen Wasser-Quelle gewässert wird, die den Gemsen, Gazellen, Straussen und Tigern, zur Tränke dient.

Das Kloster Skt. Paul ist eigentlich nur eine kleine Meile von dem Skt. Antonius-Kloster entfernt, aber ein grosser, ganz unzugänglicher Felsen, nöthigt zu einem Umweg von funfzehn Meilen. Als wir das rothe Meer erblickten, eilten wir an sein Gestade, und sammelten allerhand, was es ausgeworfen hatte; Muscheln, einige Stücken Alabaster, und weisse Korallen-Zweige, auf arabisch

Schab. Wir hatten vor uns verschiedene Bergketten, und das rothe Meer dazwischen. Die Berge Horeb und Sinai, waren die entferntesten: Horeb ist der höchste Berg, und lag uns nach Norden; Sinai, war etwas niedriger, und mittäglich; Colzim, der naheste, und gegen Abend. Der Oelberg, von einigen Quellen Steinöls so genannt, ist eine Fortsetzung des Bergs Colzim. Die Gebirge des steinigen Arabiens hemmten unsern Blick gegen Norden, und setzen dem rothen Meere Gränzen. Das Ufer, das jetzt Gorondel heißt, ist wahrscheinlich der Ort, wo der Durchgang der Israeliten geschah, wie ich dieses in einer weitläuftigen Abhandlung bewiesen habe. *) Sonst heißt auch das rothe Meer, das Meer von Colzim, das Meer von Yemen rc. Diejenigen aber würden sehr irren, die ihm, wegen seiner erstern Benennung, eine rothe Farbe zutrauen wollten. Zwey oder drey Meilen vom Ufer ist es, wegen des häufigen Seegrases, grün wie eine Wiese, weiter hin aber hat sein Wasser die gewöhnliche Farbe andrer Meere.

Unterdessen daß ich mich meinen Betrachtungen überließ, thaten meine Gefährten einen reichlichen Fischzug. Unter andern Fischen fingen sie einen, der goldfarbene Floßfedern, und einen blau und goldstriefigen, scheckigen Leib hatte. Unsre

*) Deren Uebersetzung ich aber einem theologischen Journale überlassen will. R.

Kameeltreiber richteten ihn uns zu, und wir fanden ihn fürtreflich von Geschmack. Der Superior versah sich reichlich mit diesen und andern Fischen, die er für sein Kloster einsalzen ließ. Salz wird hier häufig unter dem Sand gefunden; man braucht nur einen halben Schuh tief zu graben.

Endlich bestiegen wir unsre Kameele wieder, und erreichten des Abends das Kloster Sankt Paul, das die Araber das „Kloster der Tiger" nennen. Nach der Legende sollen nemlich zwey Tiger das Grab des heil. Pauls gegraben haben, als ihn Sankt Antonius zur Erde bestatten wollte; andre sagen, es wären zwey Löwen gewesen; allein Löwen sind in den egyptischen Wüsten selten, Tiger, Gemsen oder wilde Böcke, Strausse, Gazellen und Füchse hingegen, sehr gemein. Die Tiger sind die unversöhnlichsten Feinde der wilden Böcke, die furchtbare Hörner zu ihrer Vertheidigung haben. Ein Mönch schenkte mir eines dieser Hörner, das vier Palmen lang war. Das Kloster Sankt Paul, liegt, im Herzen des Bergs Colzim. Die Hügel umher entziehen ihm den Anblick des rothen Meeres, das nur drey Meilen davon entfernt ist. Das Gebäude des Klosters ist viereckig, und der Garten kleiner als der beym Kloster S. Antonius. Auch hier ist das Wasser salzig. Die Kirche ist weder schön noch groß, und nur der Höhle wegen merkwürdig, worinn

Sankt Paul, der berühmte Patriarch der Einsiedler, sich und der Welt abstarb. Wir wurden eben so, wie bey dem Kloster Sankt Antonius, in die Höhe gewunden, und höflich empfangen. Der Superior zeigte uns die Bibliothek; aber die Bücher und Handschriften von Werth, waren schon daraus verschwunden.

Unsre Kameeltreiber erwarteten uns am Gestade des rothen Meers. Dies Gestade ist sehr angenehm. Das Meer steigt und fällt regelmässig zweymal des Tages, wie das grosse Weltmeer, da aber sein Bette nicht sehr breit ist, so ist auch seine Ebbe und Fluth nicht sehr beträchtlich, aber es steigt ansehnlich zu Fluthzeit, sowohl in den Neu- und Vollmonden, als gegen die Tag- und Nachtgleiche. Den 11ten Junius 1716, und den 11ten des Monds, befanden wir uns auf der westlichen Küste des Meeres, 20 Meilen von Sinai, und 25 von dem Ende des Golfo's entfernt, nahe bey Suez. Die Fluth stieg von sechs Uhr des Abends bis um Mitternacht, um hundert Fuß, und fiel von Mitternacht bis sechs Uhr des Morgens, um eben so viel Fuß. Beym Kloster des heil. Antonius sammelten wir verschiedene Kräuter, unter andern, Skorpionen-Holz, wegen seiner gewundenen Wurzel so genannt. Die Mönche versicherten uns, daß diese Wurzel, pulverisirt, ein treflicher Gegenmittel wider Bisse giftiger Thiere, und von grosser Linderung bey Au-

gen-Entzündungen sey. Man verkauft es häufig zu Kahira. Der Schekaa, ein andres Kraut, wird zu Wohlgerüchen verbraucht. Auf unsrer Rückreise nach Kahira, sahn wir auch die Eidechse, Uaral. Unsre Kameeltreiber machten Jagd auf sie, aber sie entwischte ihnen. Dieses Thier gleicht dem Krokodill, nur daß es weit kleiner, und nicht über drey, vier Fuß lang ist. Es lebt blos auf der Erde, und ist sehr lüstern nach der Milch der Ziegen und Schaafe. Um sie zu melken, schlingt es sich fest mit seinem langen Schwanz um ein Bein des Thiers, und saugt so seine Milch.

3.

*) Fischerey der Egypter — Vögel des Nils — Flußpferde — Krokodile — Ihr Fang —

Egypten treibt einen grossen Verkehr mit gesalzenen Fischen, der See Brullos 15 bis 18 Meilen lang, und 4 — 5 breit, liegt zwischen

*) Der Pater Sicard hatte ein weitläuftiges Werk von dem alten und neuen Egypten verfasset, und es mit geographischen Karten, und Zeichnungen und Abbildungen alter Denkmäler und andrer Merkwürdigkeiten, sonderlich aus den drey Naturreichen, begleitet. Das Werk war in dreyzehn Kapitel abgetheilt, aber nur die Anzeige ihres Inhalts, und der Plan den sich der Pater, bey dieser Ausarbeitung entworfen hatte, ist auf uns gekommen; hingegen die Handschrift selbst, nach seinem Tode verloren gegangen. Aus seinen übrigen Aufsätzen ist dasjenige gezogen, was hier folgt. R.

Damietta und Rosette; der See Beheire' hat nur 7 Meilen im Umkreise, und liegt zwischen Rosette und Alexandrien; der See Manzale' fängt eine halbe Meile von Damietta an, und endigt bey dem Schloß Thine'. Seine Länge beträgt 22 Meilen, und seine Breite 5 bis 6. Sein Grund ist sumpfig und voll Gras, er ist nicht über 4 Fuß tief, und von dem Meer durch eine Sandzunge geschieden, die höchstens eine Meile breit seyn wird. Er hängt mit dem Meer durch drey Mündungen zusammen, und überdies ergießt sich auch der Nil durch verschiedene Kanäle in ihn. Daher ist sein Wasser, zwey oder drey Monate lang, nemlich im Herbst, wenn der Nil steigt, süß, und die übrigen neun Monate gesalzen, und vom Meerwasser-Geschmack.

Nicht jederman hat das Recht zu fischen; dieses Recht ist verpachtet. Man zählt 2000 Fischer. Jeder Fischer bezahlt jährlich 500 Medinen, oder beynahe 40 Franken. Der Aga des Sees nimmt diese Summe ein, und berechnet sie dem Pascha zu Kahira. Auch gehört ein Drittel der Ausbeute der Fischerey, sowohl an frischen als gesalzenen Fischen, dem Schatz des Grosherrn. Für das übrige werden gewisse Zollgefälle erlegt, so daß sich das Ganze jährlich auf ohngefehr 80 Beutel beläuft. Folglich wirft der einzige See Manzale', dem Grosherrn alle Jahr 40000 Thaler ab. Ich bin über die Menge Fahrzeuge er-

staunt, die zur Fischerey auf diesem See gebraucht werden. Man zählt ihrer bis tausend. Zwar, diese Fahrzeuge wollen wenig bedeuten. Sie sind höchstens vier Klaftern lang und eine Klafter breit, unten mehr flach, und gegen das Vorder- und Hintertheil zugespitzt. Ihre Art zu fischen, hat was eigenes und belustigendes. Die Fischer umgeben mit einem langen Netz die Einfassungen von Rohr, die sie in den See gestellt haben, um den Fisch aufzuhalten und einzuschliessen. Dergleichen Einfassungen werden, Gabe' genannt. Jeder Fischer ist Eigenthümer von einem oder mehrern dieser Einfassungen, und niemand als er darf sich unterstehn, in diesem seinem Eigenthume zu fischen. Oft fischen sie auch bloß mit einem runden Netz. Ehe sie sich desselben bedienen, werfen sie zehn Fuß weit, eine zwey Klafter lange Schnur ins Wasser, an deren einem Ende, ein schwerer Stein befestigt ist, der auf den Grund fällt, und an dem andern ein Stück Holz, das oben aufschwimmt. Sie bedecken sie hierauf mit ihrem Netz. Die Fische die sich um dem Stein, als um einer Beute, versammelt hatten, finden sich in dem Netz gefangen.

Der See Manzale' ist mit kleinen Inseln angefüllt, die mit Schilf, Rohr und Gesträuche bedeckt sind. Auf diese Inseln pflegen die Fischer ihren Fang zu bringen, wenn sie den Fisch, zurecht machen, einsalzen und „räuchern" wollen.

Was sie hingegen frisch verkaufen, schaffen sie nach Damietta und in die beym See gelegenen Dörfer. Diese Inseln wimmeln von allerhand Vögeln von bezaubernder Schönheit, die von einer Insel zur andern fliegen. Der Pelikan, das Reißhuhn, das Wasserhuhn, die Seeente, die Nil-Gans, mit goldfarbenen Federn, die gemeine Ente, die Ente mit grünem Kopf, die Krük-Ente, der schwarze Ibis, der weiß und schwarze Ibis, der Cormoran, der Taucher, der Krannich, und unzählige andre halten sich hier zu vielen Tausenden auf. Die Kleidung der Fischer besteht in einem Paar Hosen, der übrige Körper ist nackt. Man kann in den drey Seen, sieben bis acht verschiedene Gattungen von Fischen annehmen. Der Quejage ist ohnstreitig der beste Fisch unter allen, groß wie eine Alse, und grün nnter der Schnauze. Das Wasser des Sees Manzalé giebt allen seinen Fischen einen feinen, ausgesuchten Geschmack. Die Delphine sind erstaunend häufig darinn, sonderlich nach den Mündungen, gegen das Meer, zu. Der Buri hingegen übersteigt noch an Menge den Delphin. Er ist in solchem Ueberfluß vorhanden, daß es fast unglaublich scheint. Man salzt sowohl den männlichen als weiblichen Buri ein, und dürrt ihn an der Sonne oder im Rauch, nur mit dem Unterschiede, daß der männliche Buri zuweilen frisch verkauft wird, der weibliche hingegen niemuls, weil man, sobald

er gefangen ist, das *) Botargum davon nimmt, und ihn also nicht mehr verkaufen kann, sondern einsalzen muß. Man salzt auch den Quejage; das sind also die beyden Arten, womit die Egyptier eigentlich ihren Salzfisch-Handel treiben, wozu noch das Botargum kommt. Sie führen ihre Fischwaaren nach Syrien, Cypern und Konstantinopel, und versehn ihr Vaterland selbst so reichlich damit, daß europäische Kaufleute, die europäische Salzfische hieher bringen wollten, sich sehr übel dabey stehn würden. Nur der Cawiar, den man von dem schwarzem Meer hieher bringt, wird an die Kaufleute zu Damietta und Rosette, gegen baare Bezahlung, und nicht in Tauschhandel, verkauft. Ueberhaupt versteht man sich hier schlecht auf den Handel. So viel ich weiß, bringen sie keine andern Waaren zurück, als aus Cypern Laudamun, Johannisbrodt und Wein; aus Syrien Baumwolle und Taback; und aus dem Archipelagus, Schwämme. Aber über das rothe Meer erhalten die andern Kaufleute Weyrauch, Kaffe', und indische Stoffe.

Frischer Fisch ist sehr gemein, und wer nah an Seen wohnt, pflegt seine gewöhnliche Speise

*) Lieblingsgericht in Welschland und der Levante; der beste Botargum soll aus Tunis kommen. Er macht Appetit zum Essen und Trinken, giebt auch dem Weine einen bessern Geschmack. Das Beste muß recht trocken seyn, und röthlich aussehn. Man schneidet ihn in Schnitten, und ißt ihn mit Baumöl und Citronensaft. Es ist ein delikates Gericht. R.

daraus zu machen. Wegen der Hitze aber kann er nicht weit verführt werden, und z. B. für Kahira, für diese so schöne und so volkreiche Stadt gehen alle die Fischereyen in den verschiedenen Seen, und in dem rothen und mittländischen Meeren verloren. Die Einwohner dieser grossen Stadt essen keinen frischen Fisch, als den man im Nil fischt, und der weder an Geschmack noch Fleisch etwas taugt. Der Nil führt vielen Schlamm bey sich, die Fische nähren sich davon, und riechen und schmecken darnach. Nur das gemeine Volk zu Kahira kann diese stinkende Fische essen. Die Reichen trösten sich mit vier Nil-Fisch-Arten, von so vorzüglicher Güte, daß die alten Egyptier ihnen, vor Zeiten, Tempel weihten, und Städte nach ihnen benahmten. Es sind der ΔΑΤΟΕ, der oxirinchus, lepidotus und PHATOB der Alten. Der erstere wiegt bis 100 und 200, die beyden letztern bis 20 und 30 Pfund, und ohngeachtet dieser beträchtlichen Grösse, fängt man sie mit einem simplen Netz, wie andre Fische in Frankreich.

Die Jagd der Vögel, womit die Gewässer hier zu Lande bedeckt sind, könnte von sehr ergiebigem Nutzen seyn, allein die Fischer begnügen sich am Fang der kleinen Seeente. Sie steigen, bey Nachtzeit, bis an Hals ins Wasser, und bedecken sich den Kopf mit einer schwarzen Mütze,

so

so nähern sie sich langsam und ohne Geräusch, den Enten, und werfen das Netz über sie. Die Bauern bringen nach Kahira kein andres Geflügel als Krük- und wilde Enten zum Verkauf, die sie in Schlingen fangen, worinn sie sehr geschickt sind; auch ist der Markt überflüßig mit diesen beyden Arten von Geflügel versehn. Die übrigen Vögel mögen sich bis ins unendliche vermehren; sie sind sicher vor ihren Nachstellungen. Doch fangen sie auch Pelikane in Schlingen.

Die Flußpferde sind in Ober-Egypten, sonderlich bey den Wasserfällen sehr gemein; selten aber erscheinen welche in der Gegend um Kahira, oder in ganz Nieder-Egypten. Diese Thiere ziehen niemals Heerdenweise, und selten sieht man ihrer zwey bey einander. Sie sind so mistrauisch und so schnell, daß sich niemand mit ihrer Jagd abgiebt.

Die Krokodille werden auf zweyerley Art gefangen. Die erste ist ganz simpel. Man nimmt das Geschlinge von einem Rind oder andern Thiere, und verbirgt einen Haken darinn, der an einem langen, mit dem einen Ende am Lande befestigten, Strick, angemacht ist. Das andre Ende mit der Lockspeise wird in Nil geworfen. Da es auf dem Wasser schwimmt, so fällt der Krokodil darüber her, und verschlingt den Haken. Der Fischer zieht alsdenn den Strick an sich, und den

Krokodil an Strand, wo ihn die Araber, die schon darauf abgerichtet sind, todtschlagen. Die andre Art ist gefährlicher. Man lauret dem Krokodil auf, wenn er am Land ist, oder hinter einem Sandhügel schläft. Der Jäger schleicht sich hinter den Sandhügel, und wirft ihm seinen Wurfspieß, der mit einem Wiederhaken und langen Strick versehn ist, unter die Schulter oder in Bauch. Das verwundete Thier eilt sich in den Fluß zu stürzen, und nimmt den Spieß mit fort. Der Jäger verfolgt ihn, bemächtigt sich des Stricks, und zieht ihn ans Ufer, wo er ihn tödet. Das Fleisch des Krokodils ist weiß, und ein fürtrefliches Gericht, wenn das Thier jung ist. Die Araber von Said, sind sehr lecker darnach, und lieben es sehr. Die Weibchen legen ihre Eyer niemals anders als in Sand. Kaum sind die Kleinen ausgekrochen, so laufen sie auch schon dem Nil zu; und die Mutter braucht nicht erst für ihre Vertheidigung oder Erhaltung besorgt zu seyn. Die Krokodille wachsen sehr geschwind, und sind gewöhnlich 20 bis 25 Fuß lang. Plutarch setzt ihre Lebensdauer auf vierzig Jahr; ich traue aber mehr den Arabern und ihren täglichen Erfahrungen; sie behaupten, daß manche Krokodille hundert Jahre leben.

4.

Stein = und Marmorarten — Hüner = Oefen.

Egypten hat Ueberfluß an verschiedenen Gattungen Marmor.

Die erste ist Granit oder thebaischer Marmor. Er ist mit verschiedenen Farben gesprenkelt; bald hat er mehr schwarz bald mehr roth. Alle diese Arten brechen in dem obern Egypten, nicht weit von Nil, zwischen den ersten Cataracten und der Stadt Assuan, ehemals Seyne genannt.

Die zweyte ist der weisse oder schwarze Marmor, der gegen Norden von Assuan an dem östlichen Ufer des Niles gefunden wird.

Nicht weit von dem berühmten Kloster des heiligen Antonius, in der thebaischen Wüste, giebt es auch Brüche von gelben, rothen und schwarzen Marmor. Sie liegen gegen Westen an dem Berg Golzim, in dem Thale Araba sieben oder acht Meilen von dem rothen Meere.

Ehemals fand' man alle diese Sorten von Marmor und Porphyr in verschiedenen Gegenden Egyptens; aber nun sind sie verloren. Geitz und Grobheit der Türken haben die Wege zu diesen Brüchen in Vergessenheit gebracht, und sie nahmen das was sie von Marmor brauchten aus den Trümmern der alten Gebäude. Der ganze Berg Sinai und das Gebürge welches ihn umgiebt, besteht aus Granit; und dieses gilt auch von allen

Thälern und Bergen die sich von dem Berg Sinai auf 2 Tagereisen gegen Norden hinaus erstrecken. Der Berg der heiligen Catharina hat feineren Granit, der mit schwarzen Strichen gezeichnet ist, die wie Gesträuch aussehen.

Gegen Assuan zwischen den Nil und dem rothen Meere, bricht ein weisser, zarter Stein, der Beram heisset. In Said und Kahira macht man Töpfe oder anderes Küchengeräthe daraus. Er widersteht dem Feuer, und wenn er ja durch einen Zufall zerbricht, so bindet man ihn wieder zusammen, und verstreicht den Riß mit Pulver von eben diesem Stein.

In der Provinz Faium, sonsten Arsinoites genannt, giebt es eine Art eines kleinen, ablänglichen Steins, der braun und mit kleinen gelben, kaum merklichen, Pünktchen besäet ist. Er entstehet aus Sand von eben der Farbe, und in einer Ebene die 200 Schritt lang und eben so breit ist. Die Eingebohrnen nennen diese Steine wegen ihrer Gestalt, Nüsse.

Zwey Meilen von Kahira gegen Morgen, ist ein ebenes Feld, Sabil el allam genannt, voll Sand und mit Kieseln besäet, die eine Art rohen Diamant in sich schliessen. Man schleift ihn und verfertigt Ringe und Armbänder daraus.

In der Wüste des heiligen Macarius giebt es Gruben von Adlersteinen, und nicht weit davon

grosse Stücken versteinertes Holz und Knochen von Thieren.

Der Ofen zum Hüner Ausbrüten ist ein Gebäude, das beynahe die Gestalt eines Schlafsaales hat. In der Mitte desselben ist ein Gang, und auf jeder Seite des Ganges sind vier oder fünf Kammern.

Die Thüre zu dem Gange ist niedrig und enge, und mit Werk verstopft, um die Hitze in dem ganzen Umfange des Ofens zu unterhalten.

Die Kammern sind vier oder fünf Schuhe breit und dreymal so lang.

Eine jede hat zwey Stocke: der untere ist dem Boden gleich: der obere wird durch einen Unterschied gebildet, welcher ein rundes Loch in der Mitte hat: ihre Decke ist wie eine Kuppel gewölbt und hat eine Oefnung wie diese. Anstatt der Thüren ist jedes Stock mit einem kleinen Fenster versehen, das ein und einen halben Fuß in der Mündung hat.

In dem unteren Stock befinden sich vier bis fünftausend Eyer und zuweilen mehr, denn je grösser die Anzahl, je grösser ist auch der Nutzen des Eigenthümers. Ueberdieses vermehret auch die Menge der Eyer die Hitze.

Das obere Stock ist für das Feuer bestimmt, welches acht Tage, jedoch nicht an einem fort brennen muß. Die Hitze möchte zu groß und schädlich seyn, und man zündet es daher nur eine

Stunde des Morgens und Abends an, und das wird das Mittag- und Abendessen der Küchlein genannt.

Mist von Kühen oder anderen Thieren der getrocknet und mit Stroh vermengt ist, wird zur Feurung gebraucht: Holz oder Kohlen würden zu viel Hitze geben.

Der Rauch zieht durch die Oefnung des oberen Stockwerks; aber unterdessen daß dieses offen ist, verstopft man sehr sorgfältig das kleine Fenster des untern und das runde Loch der Kuppel mit Werk, damit die Wärme durch die Oefnung des Bodens hinunter ziehen muß.

Nach dem achten Tage ändert sich das ganze Verfahren. Das Feuer wird ausgelöscht und ein Theil der Eyer in das obere Stockwerk gebracht, so daß sie in beyden gleich vertheilet liegen. Die Thüren oder kleinen Fenster, die offen waren, werden nun verstopft, und das Loch in der Kuppel wird nur halb offen gelassen um Luft zu geben.

In diesen Zustand, ohne Feuer und blos in einer sanften zusammengehaltenen Wärme, bleiben die Eyer dreyzehen Tage: diese dreyzehn Tage zu den vorhergehenden achten gerechnet, machen ein und zwanzig Tage aus. Ohngefehr um den achtzehenden Tag bewegt sich das Weisse des Eyes und das schon gebildete Geschöpf. Man sieht es durch die Schale leben und das gelbe durch den Nabel saugen.

Nach zwey Tagen fängt es an zu picken und die Schale zu zerbrechen. Die Oefnung wird mit dem Nagel erweitert um denen schwachen Kräften des Küchleins zu Hülfe zu kommen.

Den ein und zwanzigsten Tag, Nachmittags, oder den zwey und zwanzigsten früh, dringt sich ein ganzes Heer kleines Geflügel heraus und verläßt sein Gefängniß. Es ist ein angenehmes Schauspiel, und man glaubt das Wunder jenes Propheten im Kleinen vor sich zu sehen, der ein ganzes Feld voll Gebeine erblickte, die sich aufrichteten, und von neuem lebendig wurden. Acht Kammern lagen mit einigen tausend lebloser Schaalen angefüllt, und nun sieht man fast eben so viel lebende Geschöpfe in ihrer Stelle: denn die Zahl der Eyer übersteigt immer die Zahl der Küchlein. Die Ursache ist diese: Der Aufseher über den Ofen, steh't nicht mehr als für zwey Drittheile der Eyer, die er bekömmt. Zum Beyspiel, der Herr des Ofens giebt ihm 6000 Eyer, und verlangt nicht mehr als 4000 Küchelein zurück. Bey den übrigen kommt es aufs Glück an, und ein Drittheil geht immer zu Grunde. Nun trift es meistentheils, daß mehr Küchelein auskriechen, als nach der angenommenen Zahl verlangt werden; dieser ganze Ueberschuß gehört dem Aufseher obgleich der Besitzer immer seinen guten Theil am Gewinn hat, denn dieser muß ihm das Hundert für sechs Medi-

nen verkaufen und er kann sie wenigstens für dreyssig los werden. *)

Mit Grunde bewundert man in Frankreich diese besondere Kunst, die zu einer Zeit Millionen schaffen und durch die Hitze eines Ofens die langsame Würkung der Natur übertreffen kann. Was aber noch mehr Erstaunen verdient ist dieses, daß unter der grossen Menge Menschen die Egypten bewohnen, und wo drey bis vierhundert solcher Oefen sind, die einzigen Einwohner von Berme das angeerbte Geschick besitzen, diese Oefen behandlen zu können. Den übrigen Egyptern ist diese Wissenschaft gänzlich unbekannt.

Man kann nur während denen sechs Herbst- und Winter-Monaten arbeiten. Frühjahr und Sommer sind zu warm und dem guten Erfolg schädlich.

Mit Annäherung des Herbstes verlassen drey bis vierhundert Bermeenser ihren Wohnort, um die Aufsicht über die Brüt-Oefen zu übernehmen, die in verschiedenen Flecken des Reiches erbauet sind. Sie gehen nie fehl, weil man sie nicht entbehren kann. Ihnen allein ist das Geheimniß bekannt, weil vermuthlich kein anderer Egypter sich die Mühe geben will, solches zu lernen.

Sie werden von den Herren der Oefen erhalten und bekommen 40 bis 50 Thlr. Lohn; sie müs-

*) Nach Niebuhr muß der Meister die verunglückten Eyer vorzeigen. R.

sen die tauglichsten Eyer aussuchen und sich verbindlich machen Tag und Nacht zu wachen, die Eyer gehörig zu wenden, und den nöthigen Grad der Wärme zu erhalten. Das kleinste Versehen kann machen, daß die ganze Arbeit umschlägt.

Bey aller Wachsamkeit und bey allem Fleisse geschieh't es doch, daß unter der grossen Menge Eyer, die in dem Ofen auf einander gesetzt sind, einige mit unterlaufen, die nichts taugen. Aber auch diese werden benutzt. Der Aufseher sammelt die Dottern davon, und füttert damit einige hundert Küchelein auf, die sich in einem abgesonderten und besonders dazu eingerichteten Orte befinden. Er verkauft sie, nachdem sie groß worden sind, so theuer wie möglich, und das Geld theilt er sehr ehrlich mit seinem Herrn.

Man könnte die Frage aufwerfen, wie es möglich sey eine so bewundernswürdige Menge Eyer in jedem Ofen zusammen zu bringen? Das Mittel ist aber leicht. Jeder Ofen hat 20 oder 25 Dörfer, die zu ihm gehören. Alle Einwohner derselben sind durch einen Befehl des Pascha oder des obersten Gerichtes gehalten, alle ihre Eyer zu dem Ofen abzuliefern, der ihnen angewiesen ist. Keiner darf sie an niemanden anders verkaufen, als an den Herrn des Orts, oder an die Einwohner des Distriktes, und auf diese Art kann es niemals den Oefen an Arbeit gebrechen.

Die Herren der Oefen finden hier gewisse Abgaben, die zu ihrem Nutzen sind. Von jedem Ofen, der ihnen gehör't, trägt es ihnen funfzehen oder zwanzigtausend Küchlein. Um diese aufzuziehen werden sie bey denen Einwohnern ihrer Herrschaft vertheilet, die sie um die Helfte groß füttern und ihnen sodann die andere Helfte in Natur oder in Gelde, zwey Medinen auf jedes Huhn, gerechnet, wieder erstatten müssen.

Der Aga zu Berme, deren Einwohner, wie gedacht, diese Kunst alleine verstehn, hat sich eine kleine Abgabe von ihren Personen vorbehalten. Wenn einer von ihnen in den sechs Frühlings oder Sommer Monaten, in welchen sie keine Arbeit haben, seinen Wohnort verlassen will, so giebt er ihm keine Erlaubnis, es sey denn gegen Erlegung von acht oder zehen Piastern. Drey oder vierhundert Bermeenser wandern gewiß in diesen sechs Monaten aus, und man kann daher berechnen, daß dieses für den Pascha ansehnliches Einkommen ausmachen muß.

Diese Weise, Hüner auszubrüten, war schon zu Plinius Zeiten bekannt: er erwähnt ihrer in seiner Naturgeschichte.

Diodor von Sicilien lobt schon den Fleiß und die Gewohnheit der Egypter, Küchlein und sogar junge Gänse auf diese Art zu zeugen.

Ich habe die Aufseher gefragt, ob ihre Arbeit auch in Frankreich glücken könne. Sie zweifelten

nicht daran und erboten sich Oefen zu verfertigen und so zu behandeln, daß der Unterschied des Clima's kein Hinderniß seyn solte. Ein Versuch wäre zu wünschen. *)

5.

Ueberbleibsel des alten Egyptens.

Hat man Kahira, und die Gegenden um Memphis, Alexandrien und Theben bereiset, so kann man sagen, daß man die schönen Denkmäler des alten Egyptens gesehen hat. Es giebt aber noch verschiedene andre, die, ob sie gleich von einander getrennt und in ganz Egypten zerstreut sind, doch das Auge des Neugierigen reitzen können. Ihre Pracht und der Nutzen für Wissenschaft und Geschichte entschädigen den Kenner für alle Mühseeligkeiten. Ich habe versucht sie in ein allgemeines Verzeichniß zu bringen, das hier folg't.

Man zählt achtzig Tempel, die ganz oder doch wenig beschädiget sind. Der Tempel des Pan zu Themuis; der Venus zu Aphroditopolis; der Isis zu Aspeos Artemidos mit einer griechischen Innschrift; des Merkurs zu Hermopolis; der Sonne in dem oberen Tanis; des Jupiters, des Herkules und des Sieges zu Hieracon mit lateini-

*) Er ist von Reaumür, und andren geschehn. Auch in Deutschland hat man dergleichen Versuche angestellt. Man vergleiche übrigens mit dieser Sicardschen Beschreibung die Niebuhrsche neuere. R.

schen Inschriften; der Antea zu Anteopolis mit griechischer Inschrift; des Osiris zu Abydos, der Venus zu Tantyris mit griechischer Inschrift; des Apollos zu Apollinopalis — Parva auch mit einer griechischen Inschrift; das Horos zu Coptos; des Seropis zu Theben, des Memnon zu Theben; des Apollo und Jupiters zu Hermonthis; der Pallas zu Latopolis; des Latus zu Latopolis; der Lucina zu Lucinä Livitas; des Apollo zu Apollinopolis magna; des Apollo mit einer griechischen Inschrift, zu Ampos; und der Isis zu Phile ebenfalls mit griechischer Inschrift.

Die alten Autoren erwähnen achtzig berühmter Tempel in Egypten, man sieht aber nur noch von sechs und funszigen, Trümmer und Säulen.

Ferner das Labyrinth mit griechischer Inschrift.

Mehr als funfzig Begräbnishölen, alle gemahlt und mit Bildhauerarbeit. Die mehresten sind zu Phthontis, und in den Berg Benihassan; Arsinoe gegen Norden.

Verschiedene Katakomben die mit Mumien von Menschen, Vögeln, Hunden und Katern angefüllt sind.

Bäder die immer etwas sonderbares und merkwürdiges sowohl in Ansehung ihrer Lage, als auch in Ansehung ihrer Verzierung haben. Zum Beyspiele, das Bad Mehamma das eine Meile von Chair — Fadel liegt. Es ist viereckig und

zehen bis zwölf Fuß breit und zwölf bis funfzehen Fuß lang. Es hat acht Gemächer, die sechs Fuß an den Seiten, und zwey Fuß in der Tiefe halten. Alles ist in Felsen gehauen, und das Wasser ist süsses Quellwasser. In dem Bade, so wie in den Gemächern, steht immer zwey Fuß hoch Wasser ausgenommen im Sommer. Man steigt auf acht Stufen hinunter. Nahe an dem Eingange, welcher der Erde gleich ist, sind verschiedene Gräber eingehauen.

Die türkischen Frauenzimmer machen sich besondere Vorstellungen davon. Sie besuchen es alle Sonntage, um sich zu Baden, die Mutter Gottes anzurufen, und fruchtbare Mütter zu werden. Ihr Gebet ist kurz und bestehet in diesen wenigen Worten die sie oft wiederholen; „Sette Maria Finisi ulad u Benair." *)

Nicht weit von diesem Bade ist der Brunnen Birelbaby. Er hat 15 bis 20 Fuß im Durchmesser; ob er gleich in Felsen gehauen ist, so hat er doch Stufen, die so bequem sind, daß das Vieh hinunter steigen kann, um zu saufen. Das Wasser quillt aus einer reichlichen Quelle, die nie vertrocknet.

Der Brunnen der Semiramis im Schlosse zu Kahira.

*) Ich schreibe sie ab, wie sie im Original stehn. Ich habe keinen Sprachkundigen über ihre Rechtschreibung befragen können. R.

Achtzehen Obelisken, zwey zu Alexandrien, zehen zu Theben, viere zu Phile, einer zu Arsinoe und einer zu Heliopolis.

Zwanzig grosse, und unzählige kleinere Pyramiden. Die grösseste der drey, in der Gegend des alten Memphis, drey Meilen von Kahira, hat 500 Fuß in der Höhe und 670 in der Böschung. Man steigt auf 220 Stufen hinauf, jede drey Fuß hoch. Es fehlen 24 bis 25 Fuß am Gipfel, wo ein Platz von 10 bis 12 Fuß im Gevierte ist.

Sie ist oben offen und hat gegen Norden eine, 45 Fuß über der Erde erhabene Thüre. Man geht durch einen Gang hinein, der abhängig, 85 Fuß lang, und 3 Fuß, 6 Zoll ins Gevierte ist. Ausser diesen ist noch ein anderer vorhanden, der 96 Fuß lang, und 3 Fuß 4 Zoll in der Breite hat. Am Ende dieses 2ten Ganges ist ein trockener Brunnen. In gleicher Richtung von denselben ist eine Allee, 113 Fuß lang, und drey Fuß breit. Sie endiget sich mit einem Gemache, 18 Fuß lang, 16 breit und 21 hoch. Gegenwärtig findet man weder Grab noch Körper drinnen. Seit mehreren Jahrhunderten ist alles herausgenommen worden.

Endlich komt man in den Saal der zum Begräbnisse bestimmt war. Er hat 32 Fuß in der Länge, 16 in der Breite und 16 in der Höhe. Fußboden, Wände, alles ist von Granit.

Im Hintergrunde 4 Fuß 4 Zoll von der Mauer ist das Grabmal das aus einem einzigen Stücke Granit bestehet. Es ist 7 Fuß lang, drey breit, einen halben Fuß dick, und drey Fuß hoch. Wenn darauf geschlagen wird, so klingt es wie eine Glocke.

Zwey Meilen von Beni-Sameb nicht weit von einem alten Schlosse Tumairaq, das nichts als ein Haufen Trümmer ist, trift man ein Dutzend Hölen an, in die man einbalsamirte Hunde begrub. Man findet noch einige die zu Mumien vertrocknet sind, sie sind mit Schweißtüchern bedeckt und blos in den Sand gescharr't. Man sieht keine Spur von Särgen, wie zu Berei-Kassan wo die Hunde-Katzen-und Menschen-Mumien in Kisten liegen.

6.

*) Schreiben des Paters Poisson, Mißionars bey den Akensas, vom 3ten Oktober 1727, über seine Reise auf dem Mißißipi Fluß — Begrif von dem Zustand der Mißißipi Kolonien, den Conceßionen, Habitationen, und Etablissements — Beschwerlichkeiten der Reise — Schwimmende Holzstösse — Landesgerichte — Mücken-Plage, — Abentheuer auf einer Reise zu einem Gastgebot — die Kreuz-Passage — Jäger-Mahl — Schildkröten-Eyer — Empfang der Akensas.

Wir schifften uns, die Paters Souel, Dumas und ich, den 25 May 1727 ein. Mein Tage-

*) Dieses Schreiben ist, in der neuen Ausgabe der Lett. e. et c., zum erstenmal in Druck erschienen.

buch soll Ihnen ein Begrif von den Annehmlichkeiten geben, die mit einer Reise in diesen Ländern, und sonderlich auf dem Mißißipi, verknüpft sind. Unsrer und unsrer Knechte oder engagés, Gepäcke, macht einen Stoß aus, der über einen Fuß, über dem Rand der beyden Piroguen emporragte, und wir klebten auf einem Klumpen Kisten und Ballen, ohne daß wir uns rühren noch regen konnten. Man prophezeyte uns gleich, daß wir in diesem Aufzuge nicht weit kommen würden, und es traf richtig ein. Wenn man den Mißißipi hinauf geht, so hält man sich knapp am Lande, weil der Strom zu stark ist. Kaum hatten wir Neu-Orleans aus dem Gesicht verloren, so erwischte ein hervorragender Ast, den unser Steuermann nicht bemerkt hatte, eine Kiste, warf sie, und einen jungen Menschen, der sich nicht weit davon befand, über den Haufen, und versetzte dem Pater Souel einen harten Schlag. Zum Glück zerbrach der Ast, sonst lagen Kiste und Mann im Wasser. Wir hielten also fürs beste, nach einer grössern Pirogue zu schicken. Ehe ich weiter gehe, muß ich Ihnen verschiedene Benennungen erklären. Engagés, „Engagirte,“ nennt man hier Leute, die sich zum rudern in einer Pirogue, und, könnte man hinzusetzen, zur Geduld-Probe derer vermiethen, die sich ihrer Führung anvertrauen müssen. Wo wir still lagen, befanden sich fünf „Conceßionen“ längst dem

Mißi-

Mißißipi. H. Dubreuil aus Paris, nahm uns in der seinigen auf; die drey folgenden gehörten drey Kanadern, Gebrüdern, die, als sie sich in diesem Lande niederliessen, weiter nichts im Leben hatten, als wie sie gingen und standen, die aber in ihren Angelegenheiten weiter gekommen sind, und sich jezt besser befinden als manche „Conceßionnärs" in Frankreich, die Millionen auf ihre „Conceßionen" verwendet, und dabey zugesetzt haben. Die fünfte war das Eigenthum eines Schweitzers H. de Koli, der mit uns aus Frankreich auf demselben Schiffe anlangte, um, mit eigenen Augen zu sehn, wie es um seine Conceßion stehe, für die er so manche Schiffe ausgerüstet, und so manchen Aufwand gemacht hatte. Auf einer jeden von diesen Conceßionen befinden sich wenigstens sechszig Neger. Es wird Mais, Reiß, Indigo, und Tabak gebaut. Diese fünf „Conceßionen" sind noch die besten von der ganzen Kolonie. Man nennt „Conceßion," eine gewisse Strecke Landes, die von der indischen Gesellschaft einer Privatperson, oder mehrern die zusammengetreten sind, zur Urbarmachung „concedirt" worden ist. Und das sind die Mißißipischen Grafschaften, und Marquisate, wovon, zur Zeit des Flors des Mißißipi-Wesens, so viel Lärmen gemacht wurde. Die meisten Eigenthümer wollten Frankreich nicht verlassen, und begnügten sich, ganze Schiffe voll Direktoren, Oekonomen, Ver-

walter, Aufseher, Handwerker, Lebensmittel und Geräthe aller Art hieherzusenden. Nun kam es darauf an, die Wälder auszuhauen, darin zu kampiren, den Boden auszusuchen, und ihn von Bäumen, Gesträuch und Unkraut zu säubern. Ein solcher Anfang dünkte den neuen Kolonisten, die an diese Art von Arbeiten nicht gewöhnt waren, zu hart. Die Direktoren und ihre Untergebene, verweilten zu lange an Oertern, wo sich Franzosen schon niedergelassen hatten, verzehrten die Lebensmittel, und kaum war endlich der Anfang gemacht, so gerieth auch schon das Werk ins Stecken. Der Arbeiter wurde schlecht besoldet, oder schlecht gehalten, weigerte sich zu arbeiten, oder machte sich selbst bezahlt, erbrach die Magazine ꝛc. ꝛc. Daher kommt es, daß sich dieses Land, trotz der ungeheuren Summen, die darauf verschwendet worden sind, in so schlechtem Zustande befindet.

„Habitation," Wohnung, nennt man einen kleinen, von der Kompagnie eingeräumten, Antheil. Ein Mann mit seiner Frau, oder seinem Kompagnon, macht einen kleinen Strich urbar, baut sich ein Haus auf vier Pfählen, bedecket es mit Rinde, und säet so viel Reiß und Mais, als er zu seinem Unterhalt braucht. Das folgende Jahr baut er etwas mehr Lebensmittel, und legt eine Tabacks-Pflanzung an. Kann er es endlich so weit bringen, sich drey oder vier Negern zu halten, so ist er geborgen. Und das heißt man hier, „Habitation," „Habi-

tant," Wohnung, Pflanze. Aber wie viele von diesen „Habitants" sind noch eben so arm als im Anfange! „Etablissement," ist ein Kanton, worinn sich verschiedene, nicht weit von einander gelegene, „Habitationen," befinden, die eine Art Dorf ausmachen.

Ausser den „Conceßionnärs" und „Habitants" giebt es noch Leute, die kein andres Geschäfte haben, als beständig in der Irre zu seyn. Dahin gehören die Weibspersonen, die aus den Pariser Spitälern, der „Salpetriere," oder andern Oertern von dergleichen Rufe, genommen, und hieher geschickt werden. Sie finden die Gesetze der Ehe zu hart, und die Führung eines Haushalts zu mühsam; Reisen von vierhundert Meilen sind für diese Heldinnen eine Kleinigkeit, und ich kenne zwey, deren Begebenheiten Stoff zum schönsten Roman gaben. Die Reisenden: junge Leute, die ihre Verwandte, oder die Obrigkeit, aus guten Gründen, nach Mißißipi transportiren liessen, die es zu niedrig finden, sich mit dem Ackerbau abzugeben, und sich lieber zum rudern vermiethen, und von einem Ufer zum andern streifen. Die Jäger: diese gehn, gegen Ende des Sommers, zwey bis dreyhundert Meilen den Mißißipi hinauf, und suchen die wilden Büffel und Ochsen auf. Das Fleisch das an den Rippen sitzt, dürren sie an der Sonne, das übrige salzen sie ein, machen Bären-Oel oder Thran, kommen im Frühjahr wieder, und versehn die

Kolonie mit Fleisch. Die Ochsen pflegen sich Heerdenweise an den Flüssen und auf den Wiesen aufzuhalten. Ein Kanader brachte im vorigen Jahre nach Neu-Orleans, vierhundert und achtzig Ochsenzungen, die er und sein Gefährte auf ihrem Winterzuge getödtet hatten. *)

Unsre neue Pirogue war zwar grösser, aber eben so schwer bepakt wie die erste. Wir liessen es uns bey einem Mißißipi-Karpen wohl seyn, der fünf und dreißig Pfund wog. Den andern Tag reiseten wir sechs Meilen; mehr kann man nicht zurücklegen, wenn man den Fluß aufwärts geht. Wir nahmen unser Nachtlager bey den Deutschen. So heißt der Bezirk, den man den traurigen Ueberresten von 3 oder 4000 Deutschen anwies, die größtentheils zu Orient, oder bey ihrer Ankunft in Luisanien, für Mangel und Elend umkamen. In ihren Wohnungen ist nichts als Armuth und Noth. Hier fängt man an zu lernen, was das heißt, auf den Mißißipi reisen. Ich will versuchen ihnen eine kleine Schilderung davon zu machen, um nicht immer einerley wiederhohlen zu müssen.

Wir waren zu der Zeit abgereiset, wo das Wasser am höchsten stand. Der Fluß war, wie gewöhnlich, mehr denn 40 Fuß gestiegen, und

*) Seitdem das Feuergewehr unter den Wilden eingeführt worden ist, sind diese Ochsenheerden, und überhaupt alle Thiere, so dünn geworden, daß die schönen Savanna's ganz öde stehen. R.

fast das ganze, ohnedem sehr niedrige, Land, überschwemmt. Also fanden wir uns sehr oft in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, keine „cabanage" zu finden, das ist, kein Fleckchen Land, wo wir „hausen," das heißt, kochen und schlafen konnten. Trift man ein solches Plätzchen an, so verfährt man folgendergestalt. Wenn der Boden noch schlammig ist, welches fast immer eintrift, wenn das Wasser im Ablaufen begriffen ist, so macht man erst eine Schicht von Blättern, damit die Matratze nicht in den Schlamm sinke; dann breitet man eine Haut, Matratze, oder Tücher, wenn man welche hat, darauf, bringt drey oder vier Röhre, wie Sprenkel zusammen, und steckt sie mit den beyden Enden, nach Maaßgabe der Länge der Matratze, und in einiger Entfernung von einander, in die Erde. Drey andre werden in die Queer darüber befestigt, und über dies kleine Gerippe von einem Gebäude, ein grosses Tuch gehangen, das man sorgfältig überall mit den Enden unter die Matratze stopft. Und in diesen Grusten, wo man für Hitze ersticken möchte, muß man nun die Nacht zubringen! Das erste was man thut, wenn man ans Land kommt, ist, seine Hütte zu bauen: die *) Moskiten zwingen dazu. Ohne sie würde man im Freyen schlafen, die Nachtkühle geniessen können, und weniger zu beklagen seyn. Noch unglücklicher aber ist man,

*) Eine Art Mücke.

wenn man keine „Cabanage“ findet. Dann befestigt man die Pirogue an einem Baum; und ist ein „Holzstoß“ in der Nähe, so bedient man sich seiner um darauf zu kochen. Ist hingegen keine vorhanden, so legt man sich nieder ohne zu essen, oder vielmehr man ißt nicht, und schläft nicht, sondern bleibt in derselben Verfassung in der man den ganzen Tag gewesen ist, und wird die ganze Nacht von den „Moskiten“ gepeinigt. Was ich „Holzstoß“ gegeben habe, und was die Kolonisten einen embarras nennen, ist ein Stoß schwimmender Bäume, die der Strom ausgewurzelt hat, und mit sich fortführt. Wenn sie unterwegens von einem Baum der mit den Wurzeln am Ufer festhängt, oder von einer Erdzunge aufgehalten werden, so thürmen sie sich dergestalt über einander, daß manche diese Stösse, ihre ganze Stadt Tours drey Winter lang mit Holz versehn könnten. Dergleichen Stellen sind sehr schwer und gefährlich zu paßiren; man muß ganz nah an diesen Holzstössen vorbey streichen, der Strom reißt hier mit Gewalt, und wenn er die Pirogue gegen diese schwimmende Bäume schleudert, so verschwindet sie auf der Stelle, und wird in den Wasserstrudel unter den Stoß gezogen.

Es war eben die größte Hitze, die mit jedem Tage noch zunahm; auf unsrer ganzen Reise hatten wir nur einen einzigen bedeckten Tag, und die übrige Zeit beständig die sengende Sonne über un-

sern Scheiteln, ohne daß es uns unmöglich gewesen wäre, etwas über unsre Piroguen auszuspannen, das uns hätte nur ein wenig Schatten geben können. Die hohen Bäume und das dichte Gehölze an beyden Ufern des Flusses, lassen nicht das kleinste, frische Lüftchen durch, und ohngeachtet der Fluß eine halbe Meile breit ist, so spürt man doch nirgends Luft, als in seiner Mitte. Wir pumpten unaufhörlich, mit Röhren, Mißißipi-Wasser, um unsern Durst zu löschen; das Wasser ist zwar sehr schlammig, schadet aber der Gesundheit nicht. Noch eine andre Erfrischung waren die Trauben, die fast überall von den Bäumen herabhängen, und die wir im Vorbeyfahren abrissen. Es giebt in diesem Lande, wenigstens bey den Akensas, zwey Arten von Wein-Trauben, wovon die eine im Sommer, die andre im Herbst reift. Die Beere sind sehr klein, und geben einen dicken Saft. Es giebt noch eine dritte Gattung, deren Traube nur drey Beere, so dick wie Zwetschgen hat. Unsre Lebensmittel bestanden in Zwieback, gesalzenem und recht ranzigem Speck, Reiß, Mais, und Erbsen. Der Zwieback ging uns aus, als wir etwas jenseits dem Lande der Natschez gekommen waren; Speck hatten wir schon in einer Entfernung von 10 oder 12 Meilen von Neu-Orleans, nicht mehr, wir lebten von Erbsen, dann von Reiß, an dem es uns erst bey unsrer Ankunft gebrach. Salz, Bärenöl und ein hungriger

Magen, machten unsre ganze Kochkunst aus. Die gewöhnlichste Speise hier zu Lande, und fast die einzige für manche Leute, sonderlich für die Reisenden, ist der „Grů.“ Man stößt den Mais, um ihm seine erste Haut zu nehmen, hierauf läßt man ihn eine ziemliche Zeit im Wasser kochen, die Franzosen thun manchmal Oel daran, und das ist der „Grů.“ Die Wilden stossen den Mais recht klein, kochen ihn zuweilen mit Unschlitt, am öftersten aber blos im Wasser, und das heißt eine „Sagamite.“ Uebrigens vertritt der „Grů“ die Stelle des Brodes; ein Löffel Grů, und ein Stückchen Fleisch, ist ein Bissen.

Aber die größte Pein auf der Welt, ohne die alles übrige nur Kinderspiel seyn würde, eine Pein, die allen Glauben übersteigt, und von der sich niemand in Frankreich einen Begriff machen kann, wenn er es nicht selbst empfunden hat, — sind die „Moskiten“ die grausamen Moskiten. Die Egyptische Landplage, „ich will allerley Un„ziefer lassen kommen über dich, deine Knechte, „dein Volk und dein Haus, daß aller Egypter „Häuser und das Feld und was drauf ist, voll „Unziefers werden sollen;“ kann nicht ärger gewesen seyn. Da giebts erstlich Trape d'abord's, dann, „Bränders,“ Bralot's, ganz kleine Mücken, deren Stich so empfindlich, oder vielmehr so brennend ist, als wenn ein kleiner Funken auf den gestochenen Theil gefallen wäre: ferner, „Mustiken“

noch kleiner als Bralot's, so klein, daß man sie kaum erkennen kann, und die sich hauptsächlich an die Augen machen; Wespen; „Thons;“ kurz „allerley Unziefer,“ wie dort in Egypten. Doch das möchte noch hingehn, wären nur die „Moskiten“ nicht. Dies kleine Thier hat, seitdem die Franzosen in Mißißipi sind, mehr fluchen gemacht, als nicht vorher in der ganzen übrigen Welt geflucht worden ist. Gleich des Morgens schifft sich ein Schwarm Moskiten mit dem Reisenden ein, und wenn man zwischen Weiden oder bey Zuckerröhren vorbeykommt, wie fast immer geschicht, so fällt ein neuer Flug über die Pirogue her, und verläßt sie nicht. Man muß beständig in Bewegung mit dem Schnupftuch seyn, und das schreckt sie noch oben drein wenig; sie machen nur einen kleinen Seitenflug, und fangen augenblicklich ihren Angriff von vorne an; der Arm wird ehe müde, als sie. Kommt nun die Zeit des Mittagsmahls herbey, so muß man von zehn Uhr Morgens bis zwey oder drey Uhr Nachmittags, ganze Heere dieser Mücken bekämpfen; dann eilt man zur „Bukane,“ das ist, man macht ein grosses Feuer an, das man wieder mit grünem Laub erstickt, und in dieser Rauchwolke verkriecht man sich, wo sie am dicksten ist, um seinen Peinigern zu entgehn; ich weiß aber nicht was schlimmer ist, das Hülfsmittel, oder die Plage. Nach Tische machte man gern ein Schläfchen unter einem

Baum, aber das ist eine völlige Unmöglichkeit, die ganze Zeit geht mit Abwehren der Moskiten hin. Nun setzt man sich wieder zu Schiffe, und die Moskiten mit; nach Sonnenuntergang gehts ans Land, und nun eilt ein jeder was er eilen kann, um Röhre, Holz und Laub zu hohlen, und seine Schlafhütte, seine Kochstelle, und seine „Bukane“ anzulegen. Denn jezt hat man es nicht mit einem Heere, sondern mit unzähligen Heeren zugleich zu thun. Es ist die Zeit der Moskiten. Sie fressen den Reisenden bald auf. Sie schlüpfen in den Mund, in die Nasenlöcher, in die Ohren; Gesicht, Hände, der ganze Körper wimmeln von ihnen; ihr Stachel dringt durchs Kleid, und läßt ein rothes Fleck auf dem Fleisch zurück, das bey denen aufläuft, die noch nicht daran gewöhnt sind. Shikagon der Wilde, als er seinem Volke einen Begriff von der Menge Franzosen geben wollte, die er in Paris angetroffen habe, sagte: „daß ihrer in dem grossen Dorfe so viel „wären, als Moskiter im Holz, oder Blätter an „den Bäumen.“ Hat man nun sein Abendbrod in aller Hast verzehrt, so eilt man voll Ungeduld, unter seine Hütte zu kommen, ob man gleich vorher weiß, daß man darinn für Hitze bald verbraten mögte. Allein man mag auch noch so behutsam und noch so hurtig hineinschlüpfen, es werden doch, aller Vorsorge ohngeachtet immer einige dieser Peiniger mit durchwischen, und es bedarf ihrer nur ein oder zwey um die schlimmste Nacht zu haben.

Alle diese Unbequemlichkeiten sind die Folgen einer Mißißipischen Reise, und doch wie viele Reisende, unterwerfen sich ihnen! und oft eines sehr mäßigen Gewinns wegen. In einer Pirogue von unsrer Gesellschaft, befand sich eine von den Heldinnen, deren ich oben erwähnt habe, die ihrem Ritter entgegen reisete. Sie that nichts als plaudern, lachen und singen.

Den 31sten May legten wir sieben Meilen zurück: Abends keine „Cabanage;“ Wasser und Zwieback waren unsre Leckerbissen; wir schliefen in der Pirogue, und wurden die ganze Nacht von den Moskiten baß geplagt. Den 3ten Junius fanden wir bey H. Bůisson, Direktor der Conceßion der Herren *) Paris, Betten, deren Gebrauch wir fast entwöhnt waren. Wir ruhten den Morgen aus; unser Wirth verabsäumte nichts was zu unserer Stärkung dienen konnte, und sezte uns einen wilden Truthahn vor, der von den zahmen in nichts unterschieden, nur von besserm Geschmack war. Himbeer, **) das Oberhaupt der Sitimaschas, der ehemals Sklave des H. von Bienville gewesen war, hatte uns besucht, und uns gebeten das Mittagsmahl bey ihm einzunehmen, wenn wir bey

*) Die Gebrüder Paris ihre Schicksale und Einflüsse, besonders auf den Finanz-Zustand von Frankreich, sind der Gegenstand einer sechs merkwürdigen französischen Broschüre, die vor wenigen Jahren im Druck erschienen ist. R.

**) Sklaven-Name der Wilden. Framboise. R.

seiner Ortschaft vorbey kommen würden. Er hatte uns auch schon vorher eingeladen, als er mit seiner Nation zu Neu-Orleans war, um dem neuen Kommendanten die Friedenspfeiffe zu bringen. Die Ueberschwemmung hatte die Sitimaschas genöthigt, sich in die Wälder zu begeben. Wir thaten einen Flintenschuß, zum Zeichen unsrer Ankunft. Ein Flintenschuß in den Mißißipischen Wäldern, ist Donner. Sogleich erschien ein kleiner Wilder. Ein junger Mensch der bey uns war, und die Landessprache verstand, ließ sich mit ihm in Unterredung ein, und versicherte uns, daß dieser kleine Wilde abgeschickt sey, um uns zum Wegweiser zu dienen, und daß das Dorf nicht weit entfernt wäre. Vorher muß ich Ihnen aber sagen, daß unser Dollmetscher grossen Hunger hatte, und wohl merkte, daß uns die Ueberschwemmung nicht erlauben würde, unsre Küche aufzuschlagen. Auf sein Wort stiegen wir in eine Pirogue der Wilden, die sich in der Nähe befand, und das Kind zeigte uns den Weg; kaum aber waren wir etwas Landwärts gefahren, so fing es an unsrer Pirogue an Wasser zu mangeln; es war fast nichts als Schlamm: doch auf die wiederhohlte Versicherung, daß es nur noch wenige Schritte bis zum Ziel unsrer Reise sey, strengten unsre Ruderer alle ihre Kräfte an, denn die Aussicht eines guten Schmauses bey Himbeer, spornte sie. Endlich aber fanden wir nichts als umgefallene Bäume,

Schlamm, Sumpf, und unsre Pirogue saß fest. Im Huy war der kleine Wilde verschwunden. Was sollten wir nun im Walde ohne Führer anfangen? Pater Souel sprang aus der Pirogue; wir thaten ein gleiches. Es war lustig anzusehn, wie wir durch Dornen und Gesträuche im Morast bis an die Knie wadeten. Alle Augenblicke blieben unsre Schuhe stecken. Endlich erreichten wir, so kothig und abgemattet wie wir waren, das Dorf der Sitimaschas, das über eine starke halbe Meile vom Fluß lag. Himbeer war nicht wenig über unsre Ankunft verwundert. Er versicherte uns ganz kalt, er könne uns mit nichts bewirthen. An diesem Zug erkannten wir den Wilden. Eigentlich aber hatte uns unser Dollmetscher betrogen. Denn Himbeer hatte den kleinen Wilden nicht abgeschickt; er erwartete uns gar nicht, ob er uns gleich eingeladen hatte; als er uns bat, so geschahs in der Zuversicht, daß die Ueberschwemmung uns abhalten würde zu kommen. Mit einem Wort, wir mußten mit leerem Magen, und ohne Wegweiser, den Rückweg, so geschwind als möglich antreten. Wir verirrten uns, und erreichten endlich unsre gestrandete Pirogue wieder. Wir machten sie flott, so gut als es gehn wollte, und kamen so zu unserm Fahrzeug. Die an Bord geblieben waren, lachten nicht wenig, als sie uns in diesem Aufzuge, erblickten, und unser Abentheuer erfuhren. Auf unsrer ganzen Reise ist

nicht so viel gelacht worden, oder vielmehr, es war das erste und leztemahl, daß wir lachten. Leider mußten wir uns an blossen trocknen Zwieback, und einigen Millionen Moskiten-Stiche erhohlen, denn die Ueberschwemmung machte alle Aussichten auf Schlafhütte, Bukane, und Kochen, zu nichte. Doch fing das Wasser an zu fallen, welches uns Hofnung gab, am längsten in der Pirogue geschlafen zu haben.

Als die Kolonie gegründet wurde, bewohnten die Sitimaschas den Untertheil des Flusses; H. von Bienville rächte an ihnen den Tod des Mißionärs, Soint = Come, den sie umgebracht hatten. Auf der Karte von Mißißipi ist die Nation der Sitimaschas falsch angegeben; dies ist aber nicht der einzige Fehler, den man dieser Karte vorwerfen kann. Den 4ten schliefen wir zu Baton-Ronge, „Roth-Stange;“ dieser Name rührt von einem Baum her, den die Indianer roth gefärbt haben, und der den Nationen jenseits und diesseits, zur Jagd-Gränze dient. Hier war vor Zeiten eine französische Pflanzung, die man aber wegen der Verwüstungen hat verlassen müssen, welche die Kaninchen, Bären, wilde Katzen und Rehe anrichteten. Den 9ten hatten wir uns kaum an Bord begeben, als ein entsetzlicher Gestank aus dem Wald sich verbreitete; man versicherte uns, daß sich am Lande eine Stinkkatze befinden müsse, welche die Eigenschaft hat, einen sehr üblen Ge-

ruch, und weit in die Ferne, von sich zu geben. Um von den kleinen Tonicas zu den grossen Tonicas zu kommen, muß man wenn man den kürzesten Weg wählt, über eine Erdzunge, die zur Zeit des hohen Wassers überschwemmt ist; man nennt dieses die Kreuz-Passage, und mit Recht, denn ein Reisender, der die Gefahren kennt, die damit verknüpft sind, und doch diese Ueberfahrt wählt, bloß um eine Tagereise von sieben Meilen zu ersparen, die er auf dem Mißißipi zu machen hätte, verdient ins Tollhaus gesperrt zu werden. Es ist zugleich Wald, Meer, und reissender Strom; hundertmal schwebten wir in Gefahr, an umgestürzten, oder vorgedämmten Bäumen zu scheidern. Einmal war die Durchfahrt, so schmal, als die Pirogue breit war, so, daß sie kaum durchkonnte: plötzlich blieb sie unbeweglich, zwischen der Gewalt des Stroms und der Anstrengung der Ruder halten; in diesem Augenblick befanden wir uns zwischen Leben und Tod; denn wenn das Ruder brach oder dem Strom nachgab, so wurden wir ohne Rettung wider einen ungeheuern, queer vorliegenden Baum geschleudert. Unsre Leute in der andern Pirogue, erwarteten uns in feyerlicher, trauriger Stille, und brachen in ein lautes Freudengeschrey aus, als sie uns ausser Gefahr sahn. Das Haupt der grossen Tonicas, kam ans Ufer uns zu empfangen, drückte uns die Hand, umarmte uns, ließ eine Matte und Häute vor der

Hütte ausbreiten, und nöthigte uns, zum Sitzen; er bewirthete uns mit einer grossen Schüssel Brombeere, und einem Korb grüner Bohnen; in unsern Umständen ein herrliches Mahl! Dieses Oberhaupt war getauft worden, hatte aber nichts mehr von einem Christen an sich, als den Namen, eine Schaumünze, und den Rosenkranz. Den 13ten kamen wir zu den *) Natschez; da unsre Pirogue, sich hier aufhielt, um sich mit Lebensmitteln zu ver-

*) Die Drückungen des französischen Befehlshabers erbitterten diese Nation wenige Jahre darauf (1729), zu einer Verschwörung wider die Franzosen. Sie hatten noch andre benachbarte Nationen hinein verwickelt, und jeder ein Bündel kleiner Stäbe mit der Abrede zugeschickt, täglich einen Stab von diesem Bündel zu nehmen, bis nur ein Einziger noch übrig sey; dieser sollte alsdenn den Tag der Ausführung bezeichnen. Eine vornehme Wilde entdeckte dieses ihrem Liebhaber, einem französischen Officier, da aber dieser so wohl, als der Befehlshaber die Warnung nicht achteten, so beschloß sie wenigstens die andern französischen Kolonien zu retten, und nahm heimlich verschiedene Stäbchen vom Bündel. Dies machte, daß die Natschez früher als die andern Nationen die Metzeley anfingen. Einige hundert Franzosen wurden todtgeschlagen, aber die andern Kolonien dadurch gewarnt, und die mitverbundene Indianer irre gemacht, und abgehalten. Die Franzosen zogen hierauf Truppen zusammen, und griffen die Natschez an; eine Menge wurden getödtet, und viele als Sklaven nach St. Domingo geführt. Der Rest flüchtete sich zu den gastfreyen Chicachas von welchen sie zwar die Franzosen zurückfoderten, aber mit gewafneter Hand abgewiesen wurden. Die Nation der Natschez existirt also gar nicht mehr. Man findet eine umständliche Beschreibung des ganzen Vorfalls in Bossu nouveaux voyages aux Indes occidentales. 1re partie. a Paris. 1768. R.

versehn, so bedienten wir uns, der Pater Dûmas und ich, der Gelegenheit einer andern Pirogue, die auf die Jagd auslief, um voraus zu gehn. Man rechnet von Neu-Orleans bis zu den Natschez, beynah' 100 französische Meilen, und von den Natschez bis zu den Patus, vierzig. Es begegnete uns nichts sonderliches, auf dieser zweyten Reise, ausser, daß wir einmal des Nachts von einem heftigen Ungewitter mit Donner und Blitz, durch und durch eingeweicht worden. Den andern Morgen, ging ein Wilder, der mit uns fuhr, auf die Jagd; wir sezten unterdessen unsern Weg fort; kaum aber hatten wir eine halbe Meile zurückgelegt, so erschien er schon wieder am Gestade, mit einem Rehe auf den Rücken. Wir stiegen also auf dem ersten trocknen Sandriff aus das wir fanden, um unsre Sachen zu trocknen, und unsre Tafel aufzuschlagen. Dergleichen Mahlzeiten, die man nach einer glücklichen Jagd hält, sind ganz auf Art der Wilden: und lustig anzusehn. Das Thier ist in einem Augenblick, zerstückt, und nichts geht davon verlohren, jeder langt sich nach seinem Geschmack vom Feuer oder aus dem Kessel was ihm gutdünkt; die Finger und einige kleine Stückchen Holz vertreten die Stelle der Gabeln und Messer. Wer eine solche Gesellschaft Jäger oder Reisende zum erstenmal erblickte; ein paar Beinkleider statt aller Bedeckung; eingeräucherter und

von der Sonne verbrannter als Wilde; wie sie auf dem Sand ausgestreckt liegen; oder wie Affen niederkauern; und heißhungrig verschlucken, was sie in den Händen halten, der würde nicht wissen ob er eine Bande Zigeuner, oder Leute vor sich hätte, die einen Hexen-Sabbath feyern wollten. Die Sandriffe fingen nun an, hie und da hervorzugucken; wir fanden auf ihnen viele Schildkröten-Eyer. Wieder ein neues Gericht für uns! Diese Eyer sind ein wenig grösser als Taubeneyer. Man findet sie in dem Sand der Bänke und in Menge. Die Sonne brütet sie aus; und die Fußtapfen der Schildkröte weissen den Weg. Man macht Eyerkuchen davon, die Leuten wohl behagen, welche nichts als Grü gegessen haben.

Von den Patus bis zu den Akensas sind es sechszig Meilen, die wir ohne weiteres Abentheuer zurücklegten. Die Dörfer der Akensas sind auf der Karte falsch angegeben. Der Fluß macht an seiner Mündung eine Gabel, und in den obern Kanal fällt ein Fluß, den die Wilden Niska; „weiß Wasser," nennen, der beträchtlich ist, aber nicht auf der Karte steht. Die drey Dörfer, welche die Franzosen mit dem allgemeinen Namen Akensas, so wie den Fluß, belegt haben, enthalten eigentlich vier Völker, die Turimas und Tugingas, die Suthuis, und die Kappas; sie reden einerley Sprache, und machen zusammen ohngefehr 1200

Seelen aus. Dem Dorfe der Kappas gegenüber, sind die französischen Pflanzungen.

Ein Trupp kleiner Wilden, verkündigte, schreyend, dem Dorfe unsre Ankunft. Eine französische Pirogue hatte sie schon vorher gemeldet. Das ganze Dorf war bey unsrer Landung zugegen. Ein Wilder, fragte einen bekannten von unsrer Gesellschaft, „wie viele Monde das schwarze Oberhaupt" (so nennen die Wilden die katholischen Geistlichen wegen ihrer Tracht) „bey ihnen bleiben würde?" „Immer!" antwortete der Franzose. „Du lügst" erwiederte der Wilde. Auf die wiederhohlte Versicherungen des erstern, rief er: „mein Herz lacht, wenn du das sagst!" Ich fand das Oberhaupt der Suthuis, in seinem „Antichon." So nennen die hiesigen Franzosen, eine offene Hütte, eine Art von Lusthaus, wo die Wilden der Kühle zu geniessen pflegen. Das Oberhaupt ließ mich zu sich, auf seine Matte, sitzen, gab mir „Sagamité," und sagte ein Wort zu seinem kleinen Kind. Das Kind that sogleich den gewöhnlichen Schrey der Wilden, und rief aus Leibeskräften, Panianga sa! Panianga sa! „das schwarze Oberhaupt!" In einem Augenblick war das ganze Dorf um den „Antichon" versammelt. Ich ließ ihnen, durch einem Dollmetscher, sagen, in welcher Absicht ich her gekommen sey, und hörte überall das Wort „Igaton!" „Gut!" Ich begab mich in die fran-

Staatliche Bibliothek Bamberg

zösische Wohnung, voller Freude am Ziel meiner mühseeligen Reise zu seyn.

Ich habe das Bild eines Heiligen in meiner Kammer, von Cars gestochen. Dies Bild ist die Bewunderung der Wilden. Sie legen die Hand auf den Mund, welches ein Zeichen der Bewunderung bey ihnen ist, und rufen! „Es ist der grosse Geist!" Dann gebe ich mir alle Mühe sie zu bedeuten, daß er nur ein eyfriger Diener des grossen Geistes gewesen, und jezt im Himmel sey. Andre streichen ihm mit der Hand übers Gesicht, und legen sie dann auf das ihrige, wieder ein Zeichen der Ehrerbietung. Dann, treten sie bald in diesen, bald in jenen Winkel, und sagen lachend: „Wie er mich ansieht! Wie er sprechen will! Es fehlt ihm nichts als die Sprache!"

7.

Züge aus dem Gemälde der Sitten der Nordamerikanischen Völkerschaften *) — Abnakis — Illineser — Kriegsfest — Todenfest — Christenthum — Arbeiten der Mißionarien — Beschreibung des Paters Rasles von seinem Aufenthalte bey den Wilden — rührende Geschichte eines geretteten Kindes — Achtung für einen drohenden Wilden.

Die Abnakis bauen ihre Hütten ohne viele Zuschickungen. Sie stossen einige Stangen in die

*) Der 6, 7, 8, und 9 Band der lettres édifiantes et curieuses, beschäftigt sich bloß mit den Mémoires de

Erde, die oben zusammenlaufen, bekleiden sie mit Baumschaale, und die Hütte ist fertig. In der Mitte wird das Feuer angemacht. Rings umher liegen Matten von Schilf ausgebreitet, die ihnen des Tages zum Sitz, uud des Nachts zum Lager dienen. Die Kleidung der Männer, besteht in einer Kasake von Fellen, oder in einem Stück rothen oder blauen Zeugs. Die Tracht der Weiber ist eine Decke, die sie vom Halse bis zur Mitte der Beine verhüllt, und die sie sehr artig um sich zu schlagen wissen. Eine andre Decke werfen sie über den Kopf; sie fällt ihnen bis zu den Füssen und vertritt die Stelle eines Mantels. Ihre Strümpfe gehn nur vom Knie bis zum Fußknöchel, und sie tragen statt der Schuhe Socken von Elend-Thier-Haut, innewendig mit Wolle oder Haaren gefüttert; die sich fürtreflich zu den Raketten oder Schlittschuhen schicken, die sie im Winter an den Füssen befestigen, um über den Schnee zu laufen. Diese Raketten, die Rautenförmig gemacht sind, haben zwey Fuß in der Länge, und anderthalb in der Breite. Sie sind ihnen bey der Jagd, von grossem Nutzen, sonderlich

l'Amérique. Aus den verschiedenen Briefen dieser Bände, sind dieser Abschnitt und die folgenden zusammengezogen. Da wir neuere Nachrichten von den Nordamerikanern, sonderlich durch die Britten, besitzen, so habe ich mich hier zu einer noch eingeschränktern Kürze berechtigt geglaubt. Bayer's Aufsatz über Kaliformien in Murrs Journal, erschöpft die Beschreibung dieses Landes mehr als die Lettres. R.

in einem Lande, das einen grossen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist.

Wenn man sich eine Vorstellung von einem Wilden machen will, so muß man sich einen grossen, starken gewandten Mann denken, schwarzbraun von Farbe, ohne Bart, und schwarzen Haaren und Zähnen, so weiß als Elfenbein. Sein ganzer Schmuck besteht in Schnüren von Muscheln oder kleinen Steinen, die in Gestalt kleiner Korallen geformt, theils schwarz, theils weise, und auf solche Art an einander gereicht sind, daß sie verschiedene sehr regelmäßige Figuren vorstellen, die eine ganz artige Wirkung machen. Mit diesen Schnüren knüpfen und flechten die Wilden ihre Haare; sie machen sich Ohrengehänge, Halsbänder, Kniebänder, und fünf bis sechs Zoll breite Gürtel daraus, und stolziren so sehr darauf, als ein Europäer im Gold- und Edlestein-Geschmeide.

Die Beschäftigung der Männer ist Jagd oder Krieg; die Weiber bleiben daheim, und verfertigen aus Baumrinde allerley Geräthe, Körbe, Taschen, Schachteln, Löffel, Schüsseln 2c. Sie nähen die Rinde mit Wurzeln, und machen sehr saubere Arbeit. Ihre Kähne bestehn aus einer einzigen Rinde; die größten und stärkesten aber, können nicht über 6 oder 7 Personen halten. In diesen aus Rinde gemachten Kähnen, die nicht die Dicke eines Thalers haben, schiffen sie über Meer-Ar-

me, und auf Flüssen und Seen von grossem Umfang. Einer von den Mißionarien wollte in einem solchen Kahn über den Skt. Lorenz-Fluß fahren; auf einmal fand er sich von ungeheuren Eis-Schollen umsetzt; das Kanoe wurde gequetscht, und selbst die beyden Wilden, seine Begleiter, riefen aus, „daß es um sie geschehn sey!" Doch wagten sie noch einen Versuch, und sprangen auf eine von diesen schwimmenden Eismassen; der Mißionar that dasselbe, sie zogen das Kanoe nach sich, trugen es auf die andre Seite, stiessen es ins Wasser, fuhren zu einer andern Scholle, machten es da wie bey der ersten, und so von Scholle zu Scholle, langten sie, erfroren und wohl durchnäßt am andern Ufer an.

Nichts gleicht der Zärtlichkeit der Wilden für ihre Kinder. Sobald sie geboren sind, legen sie solche auf ein Stückchen Bret, mit einem Stück Zeug bedeckt, wickeln sie in eine kleine Bärenhaut, und das ist ihre Wiege. Die Mütter tragen sie auf dem Rücken, auf eine Art, die ihnen und den Kindern nicht beschwerlich fällt. Kaum kann ein Knabe gehn, so wird er schon im Bogenschiessen geübt; sie werden auch so geschickt darinn, daß sie im 10ten oder 12ten Jahre selten einen Vogel fehlen. Nichts ist unappetitlicher als Wilde essen zu sehn. Wenn sie den Kessel mit Fleisch angefüllt haben, so lassen sie es höchstens drey Viertelstunden kochen; dann nehmen sie es vom Feuer,

und theilen es in Löffeln von Rinde, an die Anwesenden aus. Jeder beißt in sein Stück, als ob es ein Stück Brod wäre. Wenn die Mißionäre Anfangs aus Ekel, nicht mit ihnen essen wollten, und sich damit entschuldigten, daß sie nicht gewohnt wären, Fleisch ohne Brod zu essen, so gaben ihnen die Wilden zur Antwort: „Du mußt „dich überwinden; das kann einem Manne der so „fürtreflich zu beten weiß nicht schwer fallen; thun „wir uns doch Gewalt an, zu glauben, was du „uns lehrst, und wir nicht sehn."

Sie haben keine bestimmte Essenszeit wie wir Europäer; sie essen wenn sie Hunger, und Vorrath haben, ohne für den andern Morgen zu sorgen. Sie lieben den Tabak ausserordentlich, Manns- und Weibspersonen. Ihnen ein Stück Tabak geben, heißt ihnen ein wichtiger Geschenk machen, als sie mit Gold aufwiegen. Im Anfang des Junius, und wenn der Schnee beynah geschmolzen ist, säen sie den Skamgnar, oder was wir türkisches Korn nennen. Sie stossen mit dem Finger oder mit einem Stecken Löcher in die Erde, und werfen in jedes acht oder neun Körner, die sie mit Erde bedecken, das ist ihre ganze Art zu säen. Ihre Erndte fällt im August. Die Sprache der Wilden hat wirklich Schönheiten, und ich weiß nicht was energisches in Wendung und Art sich auszudrucken. Z. E. fragt man jemand, „warum ihn Gott erschaffen habe?" und er antwor-

tet, „um ihn zu erkennen, zu lieben, zu ehren, und die ewige Seeligkeit zu erlangen;" so würde sich der Wilde nach seiner Sprache folgendermassen ausdrücken. „Der grosse Geist dachte von uns, sie sollen mich kennen, sie sollen mich lieben, sie sollen mich ehren, sie sollen mir gehorchen, und dann will ich sie zu meiner Herrlichkeit und Glückseeligkeit aufnehmen."

Die Jllineser sind weniger Barbaren, als die andern Wilden; das Christenthum und der Handel der Franzosen hat sie ein wenig civilisirt. Sie sind gute Läufer, sehr neugierig, und es fehlt ihnen nicht an Witz. Die Weiber besorgen den Landbau und die häuslichen Arbeiten, bauen ihre Hütten, und tragen sie auf Reisen, auf ihren Schultern. Diese Hütten werden aus Matten von platten Binsen gemacht, die sie mit so vieler Geschicklichkeit über einander zu nähen wissen, daß kein Regen durchdringen kann, wenn sie noch neu sind; auch wissen sie aus den Haaren der Ochsen sehr feine Arbeiten an Kniebändern, Gürteln und Taschen zu bereiten; denn die hiesigen Ochsen sind gar sehr von den europäischen unterschieden; sie haben nicht allein einen grossen Buckel auf dem Rücken, in der Gegend der Schulterblätter, sondern sie sind auch noch mit einer sehr feinen Wolle bedeckt, die bey den Wilden, die Stelle der Schaafschur vertritt, wenn es Schaafe in ihrem Lande gäbe. Diese Wilden sind nicht gewohnt, das Obst

auf unsre Art abzunehmen; sie halten es für kürzer den Baum umzuhauen, und daher kommt es, daß man so wenig Obstbäume bey ihren Dörfern antrift. Unter diesen Früchten zeichnen sich vorzüglich die Piakimina und Racemina aus. Die Leztern sind ohngefehr zweymal so lang als der Finger und dick wie der Arm eines Kindes; die erstern gleichen ziemlich den Mispeln, nur daß die Krone bey ihnen kleiner ist. Die Pacanen, eine Nußart, sind von bessern Geschmack als die europäischen Nüsse.

Nichts ist schrecklicher als die Kriegeszüge der Wilden. Es sind gemeiniglich kleine Banden, von 20, 30, 40 Mann, manchmal auch nur von 6 oder 7, und diese sind immer die gefährlichsten; da ihre ganze Kunst im Ueberfall besteht, so erleichert ihnen die kleine Anzahl den Hinterhalt, um ihren Anschlag nicht zu verfehlen. Ihre Krieger suchen keine Ehre darinn, den Feind offen und von vorne anzugreifen, wenn er auf seiner Hut ist. Dann mußten sie Zehn gegen Einen seyn, und selbst alsdann weigert sich jeder den Angrif zuerst zu wagen. Ihre Art ist ihren Feinden auf dem Fuß nachzuschleichen, oder sich bey den Dörfern verborgen zu halten, und dem ersten der sich blicken läßt, zu töden, und ihm das Fell mit dem Haaren von Kopf zu ziehen. Ihre Keulen sind von Hirschgeweihen oder von einem harten Holze, in Gestalt eines grossen Messers gemacht,

das sich unten als eine grosse Kugel oder grosser Knopf endigt. *) Sie halten die Keule in der einen und das Skalpirmesser in der andern Hand; sobald sie ihren Schlag auf dem Kopf angebracht haben, machen sie die Einschnitte, und ziehen die Haut von der Hirnschaale mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit ab. Je mehr ein Wilder solche Kopfhäute nach Hause bringt, je mehr wächst sein Ruhm; er hängt sie dann an seiner Hütte auf, und jedermann im Dorfe preißt seine Tapferkeit, und bezeugt ihm durch Geschenke, welchen Antheil er an seinen Siegen nehme. Noch grösser aber ist sein Ruhm, wenn er Gefangene gemacht hat, und solche lebendig einführt. Die grausame Art wie die Wilden die Gefangenen zu empfangen, und zu behandeln pflegen, ist schon in zu vielen Reisebeschreibungen beschrieben worden, als daß man ihre empörende Schilderung hier einmal wiederhohlen sollte.

Ein Mißionar der eine Reise mit einigen Wilden machte, die vor einer Parthey Krieger auf ihrer Hut seyn mußten, hatte sehr oft Gelegenheit, die Schärfe ihres Gesichts zu bewundern. Gleich den ersten Tag entdeckten sie ihre Spur oder „Fährte," wenn man sich so ausdrücken soll. Sie zeigten dem Mißionair auf dem Grase ihre Fuß-

*) Seit ihrer längern Bekanntschaft mit Europäern, führen sie Aexte. Die alte Keule, ist nur bey Feyerlichkeiten noch in Gebrauch. R.

tapfen, sie unterschieden genau, wo sie gesessen oder gestanden hatten, wo sie gegangen, und wie viel ihrer gewesen waren. Hingegen dem Mißionar war es unmöglich, aller Mühe ohngeachtet die er sich gab, auch nur das geringste von dem allen zu erkennen.

Die Jllineser geben keines von den Festen, die bey vielen andern wilden Nationen in Gebrauch sind, wo man gezwungen ist, alles zu essen was vorgelegt wird, und sollte man platzen müssen. Wenn jemand nicht in Stand ist, diesem lächerlichen Gesetze Folge zu leisten, so bleibt ihm kein andrer Ausweg übrig, als sich an einen von den Gästen zu wenden, der den meisten Appetit hat, und ihn folgendergestalt anzureden: „Mein „Bruder, habe Mitleiden mit mir, ich sterbe, „wenn du mir nicht das Leben giebst; iß was mir „übrig bleibt; ich will dir dies oder jenes zum „Geschenk machen." Ein Mißionar wurde zu einem Feste eingeladen, das einer der ersten Oberhäupter den Vornehmsten des Volks gab. Er hatte zu diesem Fest eine Menge Hunde töden lassen. Ein solcher Schmauß gilt bey den Wilden für so was herrliches und Prachtvolles, das sie es nur das „Fest der Oberhäupter" zu nennen pflegen. Die Ceremonien die dabey beobachtet werden, sind einerley bey allen Nationen: gemeiniglich werden alsdenn zugleich die wichtigsten Angelegenheiten geschlichtet, und Krieg und Friede ge-

schlossen. Als die Gäste beysammen waren, sezten sie sich alle rings um die Hütte, auf die blosse Erde oder auf Matten. Nun stand das Oberhaupt auf, und fing seine Rede an. Der Mißionar bewunderte die Suade und den Fluß seiner Worte, die Richtigkeit und Stärke der Gründe, die er anführte, die rednersche Wendung die er ihnen zu geben wußte, und die Feinheit und gute Wahl seiner Ausdrücke. Wäre der Mißionar im Stande gewesen, die Rede nachzuschreiben, die dieser Wilde auf der Stelle und aus dem Stegreif hielt, so würde er jedermann zu dem Bekenntniß gezwungen haben, daß auch der geschickteste Europäer, keine nachdrücklichere und besser geordnete Rede, bey aller möglichen Anstrengung und Musse, verfertigen würde. Als die Rede zu Ende war, theilten zwey Wilde, an die Gesellschaft, die Schüsseln mit dem Essen aus; zwey und zwey von den Gästen erhielten immer eine Schüssel; sie assen, indem sie sich von gleichgültigen Dingen unterredeten, und nach der Mahlzeit ging jeder nach Hause, und nahm mit sich, was auf seinem Teller übrig geblieben war.

Ein andrer Mißionar, der sich bey einem Zuge befand, den französische Truppen, mit den Kriegern einiger Nationen gegen die Engländer, im leztern Krieg, unternahm, war Zeuge eines Kriegsfestes der Wilden. Er macht uns folgende Beschreibung davon. Man stelle sich eine grosse Ver-

sammlung von Wilden vor, die sich auf eine Art gepuzt haben, die wie Europäer, sich entstellen, nennen würden. Roth, Gelb, Weiß, Grün, Schwarz, alle diese verschiedenen Farben sind auf dem Gesichte eines Wilden, methodisch angebracht, und vermittelst etwas Unschlitt aufgeklebt, das die Stelle der Pomade vertritt. Nicht allein das Gesicht sondern auch der Kopf wird damit geschminkt, der, bis auf einen kleinen Haarbüschel auf dem Wirbel, gänzlich geschoren ist; dieser kleine Haarbüschel, wird mit Vogelfedern, Stücken Porzellan, oder andern dergleichen Sächelchen geziert. Jeder Theil des Kopfs hat seine bestimmte Zierrath, und die Nase, ihr Nasengehänge. Auch die Ohren haben ihre Gehänge, und da sie schon in der Kindheit geschlitzt, und mit einer beträchtlichen Last beschwert werden, so verlängern sie sich dergestalt, daß sie bis auf die Schultern reichen. Der übrige Aufzug entspricht dem Kopfputz. Ein Hemd das mit Roth beschmiert ist, Halsbänder von Porzellan, Armspangen von Silber, ein grosses Messer das an der Brust hängt, ein Gürtel von vielerley Farben, buntscheckig geordnet: Fußsocken von Thierfellen; hierinn besteht das festliche Geschmeide des Wilden.

In der Mitte stehn grosse Kessel mit gekochten Fleisch, das schon in Stücken zerschnitten ist, um gleich an die Anwesenden vertheilt werden zu können. Nach einer ehrfurchtsvollen Stille, wel-

che die Majestät der Versammlung ankündigt, fangen einige Anführer, die dazu erwählt worden sind, einer nach dem andern den Gesang an. Dieser Gesang besteht in Tönen des Ohngefehrs, die zuweilen nicht übel dem Geheul der Wölfe gleichen. Dies ist aber noch nicht die Eröfnung des Festes, sondern nur das Vorspiel, die Ankündigung, um die zerstreuten Wilden einzuladen, sich zu der allgemeinen Zusammenkunft einzufinden. Ist nun die Versammlung geschlossen, so nimmt der Sprecher der Nation das Wort, und harangirt feyerlich die Gäste. Seine Rede enthielt diesmal das Lob des Königs und des französischen Volks, den Beweis der Rechtmäßigkeit des jetzigen Kriegs, die Bewegungsgründe der Ehre und Religion, und was sonst noch die jungen Leute aufmuntern konnte, mit Freuden in den Streit zu gehn. Diese Rede hatte gar nichts von Barbarey oder Wildheit an sich; es war eine Beredtsamkeit, die ganz aus der Natur genommen war, wo man aber die Hülfe der Kunst nicht vermißte. *)

*) Nichts ist edler als die Antwort welche die Wilden bey dem Ausbruche des jetzigen Kriegs zwischen Brittannien und seinen Kolonien, den Abgesandten von beyden Theilen gaben. „Es ist der Streit eines Vaters mit seinen Kindern, antworteten sie dem Carleton; es ist nicht unsre Sache, uns in diese häusliche Zwistigkeiten zu mischen." — „Aber wenn die Rebellen diese Provinz angreifen; werdet ihr uns nicht helfen, sie zu verjagen?" — „Die Kriegsaxt liegt, seit dem Frieden, vierzig Klaftern tief, vergraben" — „Ihr würdet sie finden, wenn ihr nachgraben wolltet." — „Der Stiel ist verfault, und wir

Nach geendigter Rede schreitet man zur Ernennung der Anführer, welche die Parthey kommandiren sollen. Sobald einer sich nennen hört, steht er von seinem Platz auf, und ergreift, einen von den Köpfen der Thiere, die zum Behuf des Festes geschlachtet sind. Er hebt ihn hoch in die Höhe, daß er von der ganzen Versammlung gesehn werden kann, und ruft! „Hier! der Kopf des Feindes!" Ein lautes Händeklatschen und Freudengeschrey erschallt von allen Seiten, und giebt den

können sie nicht brauchen." — Der Congreß war nicht glücklicher. — „Wir haben, antwortete der Stamm Oneidas, seinen Deputirten, wir haben von dem Streit gehört, der zwischen dem alten und neuen England entstanden ist. Nie werden wir an diesem wilden Zwiespalt Theil nehmen. Der Krieg zwischen Brüdern ist in diesen Ländern eine ganz neue und unerhörte Sache. Unsre Sagen haben uns nicht ein Beyspiel davon überliefert. Erstickt euren unsinnigen Haß, und möge ein günstiger Himmel die düstern Wolken vertreiben, die euch umgeben. „Nur die Masphis schienen sich für das Schicksal der Americaner zu intreßiren. Hier sind sechszehn Schillinge, sagten die guten Wilden zu den Abgeordneten;" das ist alles was wir haben. Wir wollten Rum dafür kaufen: nun wollen wir Wasser trinken. Wir werden auf die Jagd gehn. Wenn einige Thiere von unsern Pfeilen fallen, so wollen wir die Felle verkaufen, und euch das Geld bringen." — Die Irokeesen, die bey der Ankunft der Europäer, 20000 Krieger stellen konnten, vermögen jezt nicht 1500 aufzubringen. In einigen Jahrhunderten wird von den nordamerikanischen Wilden, nichts als der Name mehr übrig seyn, und dann werden, (sagt der Abt Raynal) unsre spätern Nachkommen, alles das Edle Grosse und Ausserordentliche was sie von diesen Wilden lesen werden, eben so für Mährchen halten, wie wir die Atlantiker des Plato! R.

den Beyfall der Versammlung zu erkennen. Der Anführer, immer den Kopf in Händen, durchläuft alle Reihen, und singt seinen Kriegsgesang, wo er sich in Prahlereyen, Schmähungen des Feindes, und in übertriebenen Lobeserhebungen von sich selbst, ergießt. So wie er bey den Wilden vorbeykommt, beantworten diese seinen Gesang, durch ein dumpfes Geschrey, das aus dem Magen gezogen scheint, und von so seltsamen Bewegungen des Leibes begleitet wird, daß man daran gewöhnt seyn muß, um gelassen zu bleiben. In seinen Gesang mischt er von Zeit zu Zeit irgend einen grotesken Scherz ein. Dann hält er immer, als wollte er sich selbst Beyfall geben, oder vielmehr, er sammelt den Beyfall der Anwesenden, den ihm tausend Stimmen zujauchzen. Er verlängert seinen kriegerischen Spatziergang so lange, als es ihm gefällt; wird er es aber überdrüßig, so macht er der Ceremonie dadurch ein Ende, daß er den Kopf, den er in Händen hat, verächtlich hinwirft, um anzudeuten, daß sein kriegerischer Gaumen nach einem ganz andern Fleische, als dem eines Thieres, lüstern ist. Er nimmt hierauf wieder seinen Platz ein, und dann stülpt man ihm zuweilen einen Tiegel mit heisser Asche über den Kopf; doch das sind Freundschafts-Züge, Beweise der Zärtlichkeit, die nur von einem erkannten, und vertrauten Freunde gelitten werden; bey einem andern würde eine sol-

che Vertraulichkeit für eine Beschimpfung gelten. Ein anderer tritt nun die Stelle des ersten Sängers, und die Austheilung der Speisen beschließt das Fest.

Auf diesem Zuge blieb einer der Wilden in einem Scharmützel. Sein Leichenbegängniß wurde mit allem Prunk der Wilden gefeyert. Man hatte die Leiche mit ihren schönsten Kleidern, und allen den Zierrathen, Halsbändern, Armspangen, Ohren- und Nasen-Gehängen angethan, die oben beschrieben worden sind. Das Gesicht des Toden war geschminkt, und mit Roth und andern Farben bemalt, um die Todesblässe zu verbergen, und ihm einen Anschein von Leben zu geben. Ein Ringkragen, hing, an einem feuerfarbenen Bande, nachlässig auf seiner Brust; die Flinte lehnte an seinem Arm; die Streitkolbe hing an seinem Gürtel; in der Hand hielt er die Lanze, und im Mund das Calunet, oder die Friedenspfeife; ein voller Kessel stand neben ihm. In diesem Aufputz hatte man ihn auf eine Erhöhung gesetzt, die mit Rasen belegt war, und das Paradebette vorstellte. Die Wilden schlossen einen Krayß um die Leiche, und beobachteten einige Zeit ein finstres Stillschweigen, das die Betrübniß nicht übel ausdrückte. Endlich unterbrach es der Sprecher, und hielt die Leichenrede: Hierauf folgten Gesänge und Tänze, beym Schall der Basken-Trommeln, die mit Schellen behängt waren. In allem diesem war

etwas trauriges und schwermüthiges, das zu einer solchen Feyerlichkeit sehr gut paßte. Das Fest endigte mit der Einscharrung des Toden, dem man einen guten Vorrath von Lebensmitteln mit ins Grab gab.

Was wir Christenthum nennen, begreifen die Wilden unter dem Worte Gebet. Ausser ihrer Anhänglichkeit an ihren alten Gebräuchen, ist auch das Verbot der Vielweiberey, ein grosses Hinderniß, das die Mißionarien bey diesen Völkern, in dem Fortgang ihrer Bekehrungsgeschäfte antreffen. Es hält schwer ihre natürliche Unbeständigkeit zu überwinden, und sie zu bewegen, nur eine Frau, und zwar auf immer zu haben. Die Mißionarien bewiesen unterdessen vielen Eifer bey ihren Arbeiten; der Tod so vieler ihrer Mitbrüder, die als Märtyrer ihres apostolischen Geistes, bey diesen wilden Völkern, und zum Theil, unter den entsetzlichsten Quaalen starben, schreckte sie nicht ab, sich freywillig unter sie zu verbannen, und ihre Begleiter auf allen ihren Zügen zu seyn. Das Gemälde das einer dieser Bekehrer von einer solchen Reise entwirft, ist die beste Schilderung, die ich meinen Lesern davon vorlegen kann, und zugleich noch mit einer Menge Nebenumstände verknüpft, die sie unterhaltend machen.

„Die Wilden haben ihr Land so sehr von Thieren entvölkert, daß man seit zehn Jahren weder Elendthiere noch Rehe mehr antrift; die Bären

und Biber sind ebenfalls sehr selten geworden. Ihre Nahrung besteht bloß in türkischem Korn, Bohnen und Gurken. Sie quetschen die Körner zwischen zwey Steinen, um sie zu mahlen, dann machen sie ein Gekochtes daraus, das sie zuweilen mit Talg oder gedürrten Fischen schmelzen. Wenn es ihnen an Getrayde mangelt, so suchen sie auf den bebauten Aeckern Kartoffeln, oder Eicheln, die sie eben so hoch als das Getrayde, schätzen: sie kochen sie, wenn sie getrocknet worden sind, in einem Kessel mit Asche, um ihnen die Bitterkeit zu nehmen. Ich für meinen Theil, esse sie lieber trocken, und sie vertreten bey mir die Stelle des Brods. Zu gewissen Zeiten begeben sie sich (die Abnaken) zu einem nahgelegenen Fluß, wo die Fische, sich während eines gewissen Monats, in so ungeheurer Anzahl versammeln, daß man 50000 Tonnen in einem Tage damit anfüllen könnte, wenn man diese Arbeit zu zwingen in Stande wäre. Es ist eine Art grosser Heringe, die frisch, von angenehmen Geschmack sind; sie liegen Fußdick über einander geschichtet, und man schöpft sie wie Wasser. Die Wilden dürren sie acht oder zehn Tage lang, und leben alsdenn die ganze Bestellzeit davon. Sie bestellen ihr Land erst im Frühjahr, womit sie gegen das Frohnleichnams-Fest fertig werden. Alsdenn berathschlagen sie, nach welcher Seite des Meers sie sich begeben wollen, um ihren Unterhalt bis zur Erndte zu finden, die gewöhn-

lich, ein wenig vor Himmelfahrt fällt. Wenn sie darüber einig sind, so lassen sie mich bitten, in ihre Versammluug zu kommen. Einer nimmt dann das Wort in Namen aller. „Mein Vater, redet er mich an, was ich dir sage, sagen dir alle, die du hier erblickst; du kennst uns, du weißt, daß es uns an Lebensmitteln gebricht; kaum sind wir mit der Bestellung unsrer Felder fertig geworden, und wir sehn, bis zur Erndtezeit, keine andre Ausflucht für uns übrig, als die, ans Gestade des Meers zu ziehn, und da unsern Unterhalt zu suchen. Es würde hart für uns seyn, unser Gebet zu verlassen, wir hoffen daher, daß du uns begleiten, und die Unterbrechung unsers Gebets, während unsers Nahrungs-Zugs, verhüten wirst. Die und die werden sich mit einschiffen, und dein Gepäcke soll in die andern Kanoes vertheilt werden. Dies ist es, was ich dir zu sagen hatte!" Kaum habe ich auf diese Anrede Kekikberba geantwortet; (ein Ausdruck der Wilden, der so viel sagen will, ich gebe euch Gehör, ich willige in euer Begehren) so schreyn alle griegrie! welches eine Danksagung ist, und nun geht der Aufbruch vor sich."

„Kommt man an den Ort, wo man des Nachts bleiben will, so werden Stangen in die Erde, in Form einer Kapelle, gesteckt, und mit einem grossen Zelte von Zwillich umgeben, das nur eine einzige Oefnung, und von vorne hat. In einer Vier-

telstunde ist alles fertig. Ein schönes Cedernbret, vier Fuß lang, das ich nebst seinem Gestelle immer bey mir zu führen pflege, ist der Altar, und darüber wird ein sauberer Baldachin aufgerichtet; ich schmücke alsdenn das Innere dieser Zelt-Kapelle mit schönen seidenen Zeugen, und eine feine, farbige Binsen-Matte, oder eine grosse Bärenhaut, ist der Teppich. Auf diesem Teppich schlafe ich des Nachts, die Wilden aber schlafen unter freyem Himmel, wenn es nicht regnet. Fällt Regen oder Schnee, so bedecken sie sich mit Baum-Schaalen, die sie bey sich führen, und die wie Stücken Leinewand zusammengerollt sind. Geschicht der Zug im Winter, so reinigt man erstlich den Platz, den die Kapelle einnimmt, von dem Schnee. Hier wird das Abend- und Morgen-Gebet verrichtet, und Messe gelesen.

Haben wir nun das Ziel unsrer Reise erreicht, so wird gleich den andern Tag an dem Bau der Kirche angefangen, welche die Wilden von ihren Schaalen aufführen. Die Zierrathen der Kapelle und des Chors, sind unter meinem Gepäcke, und werden nun gehörig angebracht. Rings um die Kirche liegen die andern Schaalen-Hütten der Wilden zerstreut, die in einer Stunde aufgeschlagen sind, und eine Art von grossem Dorf vorstellen. Nach Himmelfahrt kehren wir alle nach unserer Heymath zurück, um die Erndte zu halten. Gegen Allerheiligen wird das Meer zum zweitenmal

besucht, dies ist eigentlich die gute Zeit der Wilden; ausser den grossen Fischen, den Muscheln und dem Obste, finden sie auch Trappen, Enten, und alle Arten von Wildprät."

„Diese guten Wilden sorgten auf das eyfrigste für meine Sicherheit; auf die Nachricht von der Annäherung einer englischen Streif-Parthey, zwangen sie mich zur Flucht; zwey von ihnen begleiteten mich. Nach einem Marsch von einigen Tagen ging es mit unsern wenigen Lebensmitteln auf die Neige. Die Wilden tödeten einen Hund, der ihnen gefolgt war, und als sie den verzehrt hatten, kam die Reihe an ihre Taschen von Seewolf, die sie ebenfalls assen; eine Speise die mir gar nicht behagen wollte. Bald lebte ich von einer Art Holz, das gekocht, so zart ist, als halb gesottene Rüben, den harten Kern ausgenommen, den man wegwirft. Dieses Holz hat keinen übeln Geschmack, es kostete mir aber erstaunte Mühe, es hinunter zu bringen. Ein andermal waren es weisse Baumschwämme, die zu einer Art Brey gekocht wurden; oder wir dürrten die Rinde der Steineiche am Feuer, stiessen sie, und machten ein Gekochtes daraus; wir sammelten auch die Kräuter die in den Felsenritzen wachsen, und die einen schwarzen und übelschmeckenden Brey geben. Aber was schmeckt dem Hungrigen nicht?"

„Bey solchen Speisen konnten wir freylich nur kleine Tagreisen machen. Endlich kamen wir

an einen See, der aufzuthauen anfing, und wo schon vier Finger hoch Wasser über dem Eise stand. Wir mußten mit unsern Schnee-Raketten über diesen See setzen, und da diese Raketten von ledernen Riemen gemacht sind, so werden sie schwer, sobald sie naß werden, und machten uns also unsern Weg ziemlich sauer. Einer von meinen Begleitern ging voraus, um den Weg zu prüfen, ob er sicher sey, allein dem ohngeachtet, sank ich plötzlich bis an die Knie unter, und zugleich fiel der zweyte Wilde, der neben mir ging, bis an Gürtel ins Wasser, und schrie: „Mein Vater ich bin des Todes!" Ich wollte ihm die Hand reichen, allein ich sank noch tiefer, und nur mit vieler Mühe retteten wir uns aus diesem Eisloche. Allein das Ertrinken war nicht das einzige Uebel das uns drohte; wir liefen auch grosse Gefahr für Kälte auf diesem halbgefrornen See umzukommen."

„Den andern Tag mußten wir auf schwimmenden Eisschollen über einen Fluß setzen, und endlich erreichten wir glücklich das Dorf. Ich grub ein wenig indianisches Korn aus, und aß es so roh wie es war, um nur ein wenig meinen Hunger zu stillen. Unterdessen bereiteten mir die Wilden einen Schmaus, nach ihrem besten Vermögen: und in der That, war dieser Schmaus, in diesem Lande, ein recht grosses Leckermahl. Die erste Tracht bestand in gekochtem indianischen Korn; die zweyte in einem Stück Bärenfleisch mit

Eicheln, und einem Zwieback von indianischem Korn, in Asche gebacken; die dritte, die das Dessert vorstellte, war eine indianische Kornähre am Feuer geröstet, dabey lagen einige Körner von derselben Frucht, unter der Asche gebacken. Ich fragte meine guten Wilden, warum sie mich so herrlich bewirtheten? „Lieber Vater, war ihre „Antwort, du hast zwey Tage gefastet; konnten „wir wohl weniger thun? Wollte der Himmel „wir könnten dich alle Tage so hoch schmausen „lassen!"

Der Mißionar der uns diese Beschreibung hinterlassen hat, war der Pater Rasles. Er wurde 1724, den 23sten August, von den Engländern, bey einem Ueberfall des Dorfs, in seinem sieben und sechszigen Jahre, erschossen.

Man kann nicht ohne Rührung den Märtyrer-Tod verschiedener bekehrten Wilden lesen, die zu dem Dorfe der Mißion von Sault gehörten, und von den Irokesen, als sie ihnen in die Hände fielen, zu Tode gemartert wurden, weil diese Nation vorzüglich auf diese Mißion erbittert war, indem sie ihre Dörfer, durch die herbeygezogene Anzahl der Bekehrten ziemlich entvölkert hatte.

Man muß den Mißionarien das Recht wiederfahren lassen, daß sie keine Gelegenheit zu einer menschenfreundlichen That, ohne Rücksicht auf Volk oder Abkunft, ungenützt vorbeygehn ließen. Einer der schönsten Züge ist die Geschichte eines

Kindes, für deren Wiederholung Leser von feinem Gefühl mir danken werden. Der Mißionar, der sie erzählt, befand sich im Kriege von 1757 bey dem Angriff eines englischen Forts, nach dessen Eroberung, die Wilden, die Bedingungen der Uebergabe auf das schändlichste brachen, ohne daß es die französischen Truppen hindern konnten.

„Ein französischer Officier, sagt der Mißionar, gab mir die Nachricht, daß ein englisches Kind, von sechs Monaten, in den Händen eines Huronen, und sein Tod gewiß sey, wenn ich nicht auf seine Rettung bedacht wäre. Ich flog sogleich nach dem Zelte des Huron's, und fand den kleinen Unschuldigen in seinen Armen, der schmeichelnd die Hände seines Räubers küßte, und mit den Porcellanschnuren spielte, die an seinem Hals hingen. Dieser Anblick befeuerte mich noch mehr. Ich fing mit grossen Lobsprüchen auf die Tapferkeit der Huronen an, um meinen Mann zu gewinnen. Er begriff bey dem ersten Worte, wo ich hinaus wollte. „Siehst du dies Kind? antwortete er mir höflich. Ich habe es nicht gestohlen; ich habe es, verlassen, in einer Hecke gefunden. Du willst es mir abschwatzen, aber du sollst es nicht bekommen." Ich stellte ihm nun vor, wie unnütze ihm sein kleiner Gefangener sey, und daß er nothwendig, wegen Mangel an Nahrung, umkommen müsse. Der Wilde zeigte mir Talg, womit er es aufziehen wolle, und stirbt das Kind, setzte er hin-

zu, so schadet es nichts, ich scharr es ein, und du kannst es einsegnen. Ich bot ihm eine Summe Geld. Vergebens! er verlangte wenigstens einen andern Engländer dafür. Endlich fing er an sich mit seinen Kammeraden auf huronisch zu berathschlagen, und das Resultat war, daß das Kind mein seyn solle, wenn ich ihm eine englische Kopfhaut dafür brächte. Die Bedingung schreckte mich nicht ab. „Du sollst sie haben, rief ich, und ich werde sehn ob du ein Mann von Ehre bist." Ich eilte in das Lager der Abnaken; ich fragte den ersten, der mir aufstieß, ob er mir nicht, für Geld und gute Worte, eine Kopfhaut überlassen könne? Er war gleich willig dazu, schnürte seinen Sack auf, der ihrer verschiedene enthielt, und überließ mir die Wahl. Mit diesem barbarischen Siegeszeichen in der Hand, und in Begleitung einer Menge Franzosen und Kanader, die neugierig auf den Ausgang waren, kehrte ich zu dem Huron zurück. Die Freude lieh mir Flügel. In einem Augenblick war ich bey ihm. „Hier, sagte ich, ist deine Bezahlung!" — „Du hast Recht, antwortete er, es ist die Kopfhaut eines Engländers, denn sie ist roth! (in der That sind die meisten englischen Kolonisten roth von Haaren) Hier, nimm das Kind. Es gehört dein." Ich ließ ihm nicht Zeit sich zu besinnen; ich nahm das Kind, wickelte es in meinen langen Rock, denn es war halb nackt, und lief ins Fort. Der Kleine schrie er-

bärmlich. Auf sein Geschrey, kamen alle die Engländerinnen herbey, die sich hier unter dem Schutz der französischen Besatzung befanden, und jede schmeichelte sich ihr Kind wieder zu finden, allein weder ihre Augen noch ihre Herzen, erkannten es in meinem Kleinen. Ich fing nun an für seine Erhaltung besorgt zu werden, und bat einen englischen Officier, eine von seinen Landsmänninnen zu bewegen, es einstweilen zu stillen, bis ich es wo anders unterbringen könne. Eine Engländerin erbot sich dazu, doch unter der Bedingung, daß ich für ihr und ihres Mannes Leben stehn, und sie über Montreal nach Boston schaffen lassen wollte. Ich ging es ein, und bat Herrn dû Bourg de la Marque, um drey Grenadiere, um mich und meine Englische Begleiter zu dem Lager der Kanader zu eskortiren, wo ich weitere Unterstützung zu finden hofte. Ehe wir das Fort verliessen, hatte ich das Vergnügen den Vater des Kindes zu entdecken, der von einem Bombenstück bleßirt worden war. Nach einem zweystündigen, beschwerlichen Marsch, erreichten wir glücklich das Lager der Kanader. Es giebt Dinge die man sich vergebens schmeichelt, so zu schildern, wie sie in der Natur sind. Sir waren kaum im Angesicht des Lagers, als uns plötzlich ein helles und durchdringendes Geschrey entgegen schallte. War es das Geschrey der Freude oder des Schmerzens? Es war das erste, und mehr als das erste, denn es war die

Mutter, die schon von weitem ihren Sohn erkannte, so scharf ist das Auge der mütterlichen Liebe. Sie flog auf uns zu. Sie riß ihr Kind der Engländerin mit einer Hastigkeit vom Arm, als ob sie befürchtet hätte, es zum zweytenmal zu verlieren. Ihre Freude stieg noch mehr, als sie erfuhr, daß ihr Mann noch lebte, den sie tod glaubte. Nichts mangelte nun zur Vollkommenheit ihres Glücks, als die Vereinigung mit ihm, und ich glaubte mein Tagwerk damit krönen zu müssen."

Die Lettres édifiantes haben uns den Namen dieses wackern Mißionars nicht aufbehalten, und doch verdiente sein Andenken es so sehr, wie meine Leser aus einem zweyten Zuge von ihm schliessen werden, womit ich diesen Abschnitt endigen will.

„Eine französische Barke brachte fünf Engländer ein, welche einige Utauaken zu Gefangenen gemacht hatten. Bey diesem Anblick bemächtigte sich eine wilde Freude des ganzen Lagers. Das Ufer wimmelte von einigen tausend Wilden, aus den sechs und dreißig Nationen, die unter der französischen Fahne hier versammelt waren. Plötzlich sah ich sie alle, als ob sie sich das Wort gegeben hätten, mit unglaublicher Geschwindigkeit nach den benachbarten Gehölzen eilen. In einem Augenblick waren sie wieder da, mit Knütteln und Aesten bewafnet, womit sie den armen Engländern den barbarischesten Empfang drohten. Mein gan-

zes Mitleiden wurde rege. Ich lief ihnen entgegen, ich bat, ich schrie, ich drohte; vergebens! nur ein paar gaben mir Gehör. Traurig entfernte ich mich, um wenigstens nicht Zeuge seyn zu müssen. Aber ein Blick den ich zurück auf die Engländer warf, ließ mich nicht von der Stelle. Angst und Schrecken raubten ihnen alle Kräfte; sie konnten sich kaum aufrecht halten; ihre blassen, niedergeschlagenen Gesichter, waren das wahre Bild des Todes, der sie, unter einem Hagel von Prügeln, erwartete. Zum Glück hatte ein französischer Officier, der in der Barke war, bemerkt, was am Lande vorging, und die Gemüther der Utauaken, der Herrn der Gefangenen, so geschickt zu lenken gewußt, daß er sie zum Erbarmen bewegte. Kaum war die Barke so nah, daß man einander verstehn konnte, so nahm ein Utauake trotzig das Wort, und rief mit drohender Stimme. „Diese Gefangenen sind mein; ich „will daß man mich ehre, indem man ehrt was „mir gehört. Keine Beleidigungen! Sie würden auf mich fallen!" Hundert französische Officiere hätten in den Ton reden können, und würden weiter nichts ausgerichtet haben, als daß man sie ausgelacht, und die Schläge verdoppelt hätte; allein ein Wilder fürchtet seines Gleichen, und fürchtet nur ihn. Ihre kleinsten Zwistigkeiten gehn auf Leben und Tod; auch lassen sie es selten dazu kommen. Der Wille des Utauaken wurde also

auf das genaueste verehrt. Die Gefangenen wurden ruhig ans Land gesetzt, und ins Fort gebracht, ohne daß selbst das geringste Gezische oder Geschrey sie dahin begleitet hätte. So groß ist die Achtung für einen drohenden Wilden!"

8.

Maron-Neger. Schöne That des Pater Fauque.

Es ist bekannt, daß man in Amerika Maron-Neger, diejenigen schwarzen Sklaven zu nennen pflegt, die ihren Herrn entspringen, oder nach der Sprache der Kolonien, Maron-gehen. Sie halten sich gemeiniglich in Wäldern und abgelegenen Oertern auf, wo die Europäer mit eben der Kaltblütigkeit auf sie Jagd machen, mit der sie in ihren Vaterlande die wilden Thiere zu verfolgen pflegen. Für viele ist es sogar eine Art von Zeitvertreib, für noch mehrere ein Gewinn. Ich mag hier nicht die fruchtlosen Deklamationen über den Zustand dieser armen Neger, und über die Grausamkeit und Härte ihrer Herrn vermehren. Man kann sich nicht stärker und einleuchtender darüber ausdrücken, als Raynal in seinem Meisterstück einer Geschichte der beyden Indien gethan hat. Wer neugierig ist zu lesen, was die Gesetzbücher der Niederlassungen der Europäer in diesem Welttheile zu Milderung des Schicksals dieser Schwar-

zen, verordnet, aber, leider! mit dem gewöhnlichen Fluche der Nichtbefolgung verordnet haben, der schlage meinen kleinen Aufsatz über den gesetzlichen Zustand der Negersklaven, nach, der zu Leipzig vor einigen Jahren, als ein Auszug aus le Petit grössern Werke, in Druck erschienen ist.

Ein Detaschement Truppen zu Cayenne, das von einem Zuge gegen siebenzig dieser Maron-Neger zurückgekommen war, von welchen es nur vier gefangen, und einen dieser viere, unterwegens todgeschossen hatte, bereitete sich zu einer neuen Streiferey, als Mitleiden und Menschlichkeit dem Pater Fauque, der sich eben (es war im Jahr 1751,) zu Cayenne befand, eingab, zu versuchen, ob man diese Neger nicht durch gütliches Zureden bewegen könne, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Er und die andern Mißionare seines Ordens sahn dieses gute Werk mit Recht, als ein Geschäfte an, das ihrer Sendung und ihrem Stande vollkommen entspräche, und baten die obrigkeitlichen Personen der Kolonie, diesen Versuch ausführen zu dürfen, und bis dahin die Abschickung des Detaschements zu verzögern. Es hielt sehr schwer, bis ihnen diese Erlaubniß ertheilt wurde. Einige fanden die Behandlung für solche „Thier-Menschen" zu gelinde, andre glaubten, daß die Ehre des französischen Namens darunter leide, indem die Negern diese Mißionar-

Ver-

Vermittelung für eine Furcht von Seiten der Franzosen auslegen könnten. Selbst die Freunde der Mißionare erschöpften ihre Beredtsamkeit, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen; sie malten ihnen die Gefahren vor, deren sie sich muthwillig bey einer so überzeugenden Unwahrscheinlichkeit aussezten, als der glückliche Ausgang ihres Unternehmens sey.

„Ihr werdet euch verirren, und in den dicken Wäldern für Müdigkeit und Hunger umkommen. Ihr werdet in die Gruben gerathen, welche die Negern auf den Fußpfaden graben, und mit Laub bedecken, damit man, unversehens, hineinfalle, und sich an den spitzigen Pfählen spiesse, womit sie gespickt sind. Die Maronen werden euch mishandlen, und glauben, daß ihr nur gekommen seyd, sie mit guter Manier aus ihren Schlupfwinkeln herauszuschwatzen u. s. w." Allein die Mißionarien blieben unerschüttert, und als sie endlich auch die Erlaubniß der Obrigkeit erhalten hatten, so trat der Pater Fauque, auf den das Loos gefallen war, in Begleitung eines Freynegers als Wegweiser, und vier Sklaven, die seine Kapelle und Lebensmittel trugen, den Weg an. Ich setze nunmehr die Erzählung mit seinen eigenen Worten fort.

„Wir fuhren in einem Kanoe bis zum Fall des Flusses Tonne-Grande, hier brachten wir

die Nacht zu. Den andern Morgen, in aller Frühe, las ich Messe, um die Hülfe des Himmels anzuflehn, und darauf vertieften wir uns ins Holz. Alles Fleisses ohngeachtet, konnten wir diesen Tag nicht mehr als zwey Drittel des Wegs zurücklegen. Wir musten also nach Landesart kampiren, das heißt, aus Palmen-Blättern, einen kleinen „Ajupa," oder ein Schirmdach, vor den Anfällen der Witterung bauen. Sobald es Tag war, sezten wir unsern Weg fort, und zwischen zwey und drey Uhr des Vormittags wurden wir den ersten Wohnplatz der Maronen gewahr, den sie den Bley-Berg nennen, weil es hier eine grosse Menge kleiner, runder, schwärzlicher Steine giebt, deren sich diese Unglücklichen statt der Bleykugeln, zum laden ihrer Gewehre bedienen. Weil ich Rauch zwischen den Bäumen erblickte, so glaubte ich anfangs, daß das Ziel meiner Reise nicht weit mehr entfernt sey. Aber ich betrog mich; dieser Rauch war ein Ueberbleibsel von den Feuer-Verheerungen des Detaschements der Miliz, das hier vor mir gewesen war; denn auf dergleichen Streifereyen pflegt man alle Hütten der Maronen in Brand zu stecken, und ihnen so viel Schaden zuzufügen, als nur möglich ist."

„Ich ließ mich zu wiederhohltenmalen, durch Blasen auf einer grossen Muschel ankündigen, die wie ein Keil gestaltet ist, und in diesem Lande statt

der Glocke dient, um die Negern zur Arbeit zu rufen. Da niemand zum Vorschein kam, so durchstrich ich den Platz, und fand die Fußtapfen von zwey oder drey Mannspersonen, ganz frisch in der Asche eingedrückt. Ich schloß also, daß seit der lezten Streiferey, niemand gewagt habe, sich hier aufzuhalten. Wir musten diese Nacht wie die vorige unter einem „Ajupa" zubringen. Diese Nacht war eine Nacht des Schreckens für meine Begleiter. Sie standen alle Augenblicke in Furcht, daß auf sie geschossen werden mögte, und stellten mir unaufhörlich vor, daß sie die Bosheit der Maronen besser kennten als ich. Doch die Vorsicht wollte, daß uns kein Leid geschah. Mit Anbruch des Tages ließ ich von neuem auf meiner Muschel blasen, die mir statt des Hifthorns diente, und deren scharfer und durchdringender Ton, nothwendig sehr weit in der Ferne gehört werden mußte, da wir uns mitten in Bergen und Thälern befanden. Allein wir warteten vergebens wie gestern, und ich beschloß endlich den zweyten Wohnplatz aufzusuchen, wo man vor wenigen Tagen die Maronen überfallen, und viere von ihnen gefangen hatte. Ich las Messe wie bey Tonne-Grande, und wir gingen in Busch. Ich rechnete, daß von einem Gehäue bis zum andern, nur zwey Meilen seyn könnten, und wir legten auch den Weg in zwey Stunden zurück. Man nennt hier Gehäue, einen

grossen Strich Wald, wo alles Holz gefällt, und wenn es dürr ist, in Brand gesteckt wird, um den Boden urbar machen zu können. Die Maronen haben diesen Ort, das Gehäue des Wasserfalls genannt, weil ein Wasserfall in der Nähe ist. Es schien mir weit geräumlicher und besser gelegen als der Bleyberg. Hier pflanzten sie auch ihre Lebensmittel, die in Manioc, Bananen, Pataten, Reiß, Ignamen, und etwas Zuckerrohr bestanden."

„Sobald wir an das Gehäue gekommen waren, ließ ich das gewöhnliche Zeichen geben, und umging es hierauf von einem Ende zum andern. Alles was ich bemerkte, war, daß man seitdem einige Wurzeln ausgerauft, und den Körper des Maronnegers begraben hatte, der bey dem neulichen Ueberfall hier erschossen worden war. Das Grab war nicht tief genug, und gab einen entsetzlichen Gestank von sich. Dem ohngeachtet näherte ich mich demselben, und betete über dem Toden, in der Hofnung, daß mich einige seiner Kameraden bemerken, und durch diese Handlung gerührt, und gegen mich zutraulicher, gemacht werden sollten. Aber alle meine Erwartungen liefen wieder fruchtlos ab, und wir kehrten gegen Abend nach dem Bleyberg zurück, um uns die Mühe eines neuen „Ajupa" zu ersparen."

„Die Nacht ging wie die vorige, ohne den mindesten verdrüßlichen Vorfall, doch unter densel-

den ängstlichen Vorstellungen von Seiten meiner Reisegefährten, hin. Sie waren verwundert daß kein Mensch aus dem Holz kommen und sich zu uns gesellen wollte. Ich wuste selbst nicht, was ich davon denken sollte. Unterdessen da mir noch ein Gehäue, das Augustins-Gehäue zu besuchen übrig blieb, das seinen Namen von einem der Anführer der Maronen erhalten hat, der sich gewöhnlich daselbst mit seinem Trupp aufzuhalten pflegte, so glaubte ich, daß vielleicht sich alle Maronen dahin, als dem entfernsten Schlupfwinkel, geflüchtet haben könnten. Das schlimmste war, daß mein Führer den Weg nicht wußte. Nachdem wir lange danach gesucht hatten, entdeckten wir endlich einen schmalen Fußsteig, dem wir auf gut Glück folgten, und nach einem vierstündigen Marsch über Berg und Thal, an ein Gehäue gelangten, wo es sehr schwer hielt hineinzukommen, weil alle Zugänge mit grossen Baumstämmen verrammelt waren. Wir kletterten jedoch so gut es gehn wollte, hinauf, und das erste was wir zu Gesicht bekamen, waren zwey Hütten. Ich lief darauf zu, und fand Feuer, einen Kessel, frisch gekochtes Fleisch, einige Blätter Rauchtabak, und mehr dergleichen Dinge. Ich hofte nun gewiß, daß jemand aus dem Holz kommen würde, allein nachdem ich lange gerufen hatte, und wie gewöhnlich lange auf und abging, um mich recht

genau betrachten zu lassen, so beschloß ich, weil alles vergebens und es noch früh am Tag war, den Weg nach dem Augustins-Gehäue fortzusetzen, in der festen Ueberzeugung, daß die, welche ich suchte, sich dort aufhalten müßten."

„Dieser Vorschlag stimmte gar nicht mit dem Wunsche meiner furchtsamen Begleiter, die sehnlich nach der Rückkehr verlangten, und mich mehr als einmal dazu antrieben. Allein ich wollte durchaus nicht umkehren, ohne wenigstens die Maronen gefunden zu haben, und schlug es ihnen hartnäckig ab. Nicht, als ob ich beherzter als sie gewesen wäre, im Gegentheil, der Gedanke mich so gänzlich von aller menschlichen Hülfe abgeschnitten und mir selbst überlassen zu wissen; das Schauerliche dieser ungeheuren Wälder, und die gräßliche Stille die überall herrschte; alles dieses füllte meine Seele, wider meinen Willen, mit ängstlichen Vorstellungen, allein ich suchte sie mir so gut aus den Sinn zu schlagen, als es gehn wollte, und hütete mich sonderlich sie meinen Gefährten nicht merken zu lassen, aus Furcht sie noch schüchterner zu machen. Wir nahmen einige Erfrischungen zu uns, und begaben uns von neuen in Wald, ohne zu wissen, wohin uns dieser schmale Fußsteig am Ende bringen würde."

„Doch die göttliche Vorsehung fügte es so, daß wir nach einem zweystündigen, beschwerlichen

Weg, endlich das Ziel unsrer Reise erreichten. Allein deswegen waren wir nicht besser daran als vorher. Wir fanden bloß ein frischgemachtes Gehäue, frische Wurzeln, frischgepflücktes Obst, frische Fußtapfen, aber niemanden, der sich uns zeigen wollte. Ich fing nun an zu fürchten, daß die Maron-Neger, in der Einbildung, daß ein Detaschement Militz auf dem Fuß nachfolge, mir auswichen, und selbst ihre Hütten verwüsteten, um sie ihren Verfolgern nicht zu gönnen. Da ich auch nicht zweifelte, daß sie mich aus dem benachbarten Gehölze beobachteten, so rief ich ihnen aus allen Kräften zu: daß sie mir trauen könnten; daß ich ihre Begnadigung ausgewirkt hätte; daß mein Stand mir nicht erlaube, weder mittelbar noch unmittelbar, zu irgend eines Menschen Tod beyzutragen, daß ich sie also gewiß nie der Justiz überliefern würde, und daß überdies ja mein und meiner Begleiter Leben in ihrer Gewalt stehe, da wir nur sechs an der Zahl und ohne Waffen, sie aber in weit grösserer Menge und bewafnet wären. Ich fügte noch vieles hinzu, was Eyfer und Mitleiden mir eingab, weil aber auch dieses nicht fruchtete, so kehrten wir nach dem lezten Gehäue zurück, und nahmen unsre Nachtlager in den beyden Hütten, immer in der getäuschten Hofnung, daß jemand des Nachts sich bey uns einstellen würde. Den andern Tag er-

reichten wir den Bleyberg, wo wir bis Sonntags blieben, und wo ich zum Denkmal meiner Reise, ein Kreuz von einem sehr harten Holz aufrichten ließ, das noch vorhanden ist."

„Dieses Kreuz machte, wie wir weiter unten hören werden, daß mir meine Unternehmung noch glückte. Denn kaum hätten es die Maron-Neger erblickt, so verrichteten sie ihr Gebet dabey, weil sie, (welches manchen unglaublich vorkommen wird) selbst in diesem Stand der Wildheit, ihr Morgen- und Abendgebet nie aus der Acht lassen. Sie taufen sogar die Kinder, die im Busch geboren werden, und unterrichten sie, so gut es ihre Kenntnisse erlauben, in den Lehrsätzen der christlichen Kirche."

„Sobald ich zu Tonne-Grande wieder angekommen war, schrieb ich an den Statthalter, und meldete ihm den schlechten Erfolg meines Unternehmens; ich setzte hinzu, daß ich noch immer der Hofnung lebte, daß der Himmel mich nicht nach Cayenne mit leeren Händen zurückkehren lassen würde, und daß ich ihn also bäte, Amnistie noch auf einen Monat zu verlängern, indem ich noch einige Zeit in diesem Viertel verweilen müste, um die Ostern mit den Sklaven zu halten. Der Statthalter gestand mir meine Bitte zu."

„Was man, „Ostern mit den Sklaven halten," nennt, besteht darinn, daß der Mißionar die

verschiedenen Plantagen des Viertels besucht, die Negern, die schon getauft sind, Beichte hört, und die Ungläubigen zu bekehren sucht. Ein Mißionar bereiset wenigstens alle Jahr einmal die Kolonisten seiner Pfarrey, und eine solche Pfarrey hat oft funfzehn bis zwanzig Meilen im Umfang. Man hat da Gelegenheit manches gutes Werk zu verrichten; Ruhe und Eintracht in den Familien herzustellen; den Sklaven ihren Zustand, durch allerhand tröstliche Vorspiegelungen zu erleichtern; und ihren Herrn das Gewissen zu schärfen, wenn sie es in Kleidung oder Nahrung an etwas fehlen lassen, sie mit Arbeit überladen, oder sonst die königlichen Sklaven-Gesetze übertreten."

„Bey dieser Gelegenheit schärfte ich allen Neger-Sklaven ein, wenn sie einige von ihren Kameraden im Wald zu Gesicht bekommen sollten, ihnen bekannt zu machen, daß ich noch bis auf einen Monat die zugestandne Amnistie verlängert erhalten hätte, ohngeachtet sie mich in dem Holz keiner Unterredung würdigen wollten; daß aber, nach Verlauf dieser Zeit, weiter keine Gnade für sie zu erwarten wäre, sondern daß man sie alsdenn bis auf den letzten Mann verfolgen und ausrotten würde. Daß sie also die Zeit nicht ungenützt vorbeystreichen lassen möchten."

„Meine Amtsgeschäfte zu Tonne-Grande waren nun geendigt, und ich saß schon in meinem

Boot, um nach Cayenne zurückzufahren, die Wahrheit zu gestehn, nicht ohne Schaam, in meinem Unternehmen vor den Augen der Menschen gescheitert zu seyn, die den Werth einer Sache immer nach dem Ausgang beurtheilen; als ein Kanoe mit zwey Negern mir nachsetzte: sie überbrachten mir einen Brief von dem Verwalter der Plantage Mont-Generie, worin er mir meldete, daß sich die Maron-Neger bey ihm eingefunden hätten, und mich sehnlich erwarteten. Man stelle sich meine Ueberraschung, meine Freude bey dieser Nachricht vor, und die Eile mit der ich dahin flog. Ich fand ihrer einige zwanzig, die mich versicherten, daß die übrigen unterwegens wären. Als ich ihnen Vorwürfe über die Halsstarrigkeit machte, mit der sie mir im Wald ausgewichen, antworteten sie alle einstimmig, daß ihnen vor einem Hinterhalt bang gewesen sey, daß aber der Anblick des Zeichens des Heyls, das ich in ihrem Gehäue zurückgelassen, sie überredet hätte, daß die Zeit wirklich gekommen wäre, wo sie für Seele und Leib Gnade erlangen sollten. Ob dies ihr wahrer Bewegungsgrund gewesen? oder ob nicht vielmehr das Zureden ihrer Mitbrüder die ich bey der Oster-Feyer, dazu aufmunterte, das Beste gethan haben mag? Genug, ihre Anzahl wuchs nach und nach bis auf funfzig, und da der Statthalter die Absendung des Detaschements nicht län-

ger verschieben wollte, und mich einmal ums andre trieb, nach Cayenne zurückzukommen, so trat ich meinen Weg, mit meinen funfzig Maronen an."

„Meine Feder ist zu schwach, die Freude zu schildern, mit der man mich und mein Gefolge, wo jeder sein Bündel auf dem Kopf oder Rücken trug, in der Stadt aufnahm. Die Gassen wimmelten von Volk, um uns vorbeyziehn zu sehn. Die Herrn wünschten sich Glück ihre Sklaven wieder zu bekommen, und für die Negern war es ein wahres Fest. Der erkannte seinen Vater, der seine Mutter, der seinen Sohn oder Tochter wieder. Sie stürzten sich in die Reihen, fielen ihnen um den Hals, und überall schallten Jauchzen und Seegenssprüche mir nach. Da viele von meinen Maronen funfzehn und mehrere Jahre abwesend gewesen waren, und also die Stadt in so langer Zeit nicht gesehn hatten, so fanden sie eine Menge Veränderungen, und der Zug ging langsam, um ihnen Zeit zu lassen, ihre Neugier zu befriedigen. Den rührendsten Anblick gaben die Kinder, die im Busch geboren worden waren, und noch nie weisse Menschen und europäische Häuser gesehn hatten. Sie konnten es nicht satt werden, so viele neue Gegenstände anzugaffen, und drückten ihre Verwunderung auf ihre Art aus. Ich führte die Maronen in die Kirche, wo ich

sie eine Art von Kirchenbusse thun ließ, und sie hierauf dem Statthalter vorstellte, der die von mir zugesagte Begnadigung, bestätigte, und sie an ihre alten Herrn zurückschickte."

So sehr meine Leser von der schönen, menschenfreundlichen That des güten Pater Fauque erbaut seyn werden, so wenig Eindruck scheint dieser redende Erfolg einer gelindern Behandlung der Maronen, auf die Obrigkeit von Cayenne gemacht, zu haben. Sie sendete unmittelbar nach diesen rührenden Auftritt, ein zahlreiches Detaschement aus, um die siebenzehn Unglücklichen zu fangen oder zu tödten, die noch in den Wäldern umherirrten, und dem Pater Fauque versprochen hatten, dem Beyspiel ihrer Brüder zu folgen. Das Detaschement wurde durch Krankheiten aufgerieben, und kam unverrichteter Sache zurück. Die siebenzehn Maronen, die durch diese blutige Sendung, in ihrem Vertrauen mit Recht wankend gemacht worden waren, hielten nun ihr erstes Versprechen nicht, und wurden in der Folge durch mehrere flüchtige Sklaven vermehrt, die der Kolonie neue Unruhe drohn.

9.

Denkmäler in der peruanischen Provinz Chinca — Arica, und Handel mit Vögelkoth daselbst — Romantisches Thal — die Art wie einige Seevögel Fische fangen — Cymbedores — Brüder zu Cagnetta — Reise eines Mißionars in diesen Gegenden — Angrif eines Tygers.

Man findet in der Provinz Chinca, in Süd-Amerika, noch verschiedene Denkmäler, die das Andenken jener Riesen zurückrufen, deren die Geschichte von Peru erwähnt, und die eines Lasters wegen, das schon Sodom und Gomorrha die Züchtigung des Himmels zuzog, vom Blitz vernichtet seyn sollen. Folgende Sage hat sich davon bey den Indianern erhalten. Eine Sündfluth nöthigte ihre Vorfahren sich auf die höchsten Berge zu flüchten: als das Wasser wieder ins Meer getreten war, und sie sich in ihre Thäler begeben wollten, fanden sie Männer, von ausserordentlicher Grösse, die einen grausamen Krieg mit ihnen anfingen. Wer ihrer Barbarey entwischte, verbarg sich in den Höhlen der Berge. Hier wohnten die Indianer viele Jahre, bis sie endlich in der Luft einen Jüngling erblickten, der mit Blitz und Donner ihre Unterdrücker zerschmetterte, und sie wieder in den friedlichen Besitz ihrer alten Wohnungen einsezte. Der Mißionar der diese bekannte Sage erzählt, hält sich desto weniger bey der Prü-

fung dieses Riesen-Mährchens auf, da ihm die Denkmäler wenige Kennzeichen eines hohen Alterthums an sich zu haben schienen. Die Spuren der berühmten Kriege, welche diese Provinz verwüstet haben, sezt er hinzu, sind was weit wesentlichers und unläugbares. Dieses, sonst so schöne Land, ist jezt eine grosse Einöde, wo man nicht durchreisen kann, ohne sich über das unglückliche Schicksal ihrer alten Bewohner zu betrüben, und wo die düstre und schwermüthige Laune, der kleinen Anzahl Indianer, die man antrift, unaufhörlich an die Verfolgung und den Tod ihrer Väter erinnern. Die Summe von einigen Millionen Einwohnern, welche diese Provinz vor Zeiten bevölkerten, schränkt sich jezt auf 200 indianische Familien ein. Das Andenken ihres lezten Inca, ist diesen Indianern noch immer theuer, und sie versammeln sich von Zeit zu Zeit, um sein Gedächtniß zu feyern. Sie singen Lieder zu seinem Lobe, und spielen auf ihren Flöten so traurige und rührende Weisen, daß sie auf die Zuhörer die lebhafteste Wirkung hervorbringen. Man hat ausserordentliche Beyspiele von dieser Rührung. Sie ging, unter andern, bey zwey Indianern so weit, daß sie sich, wenige Tage, vor der Ankunft des Verfassers dieser Nachrichten (im September 1755) von einem steilen Felsen stürzten, um ihren Fürsten in der andern Welt auf-

zusuchen, und ihm dort die Dienste zu erzeigen, die sie ihm in dieser erzeigt haben würden. Dergleichen tragische Auftritte erneuern sich sehr oft, und verewigen so bey diesem Volke, die schmerzliche Erinnerung an die Unglücksfälle ihrer Vorfahren.

Man trift in der Provinz Chinca eine Menge alte Gräber an. Man fand in einem, bey dessen Eröfnung der Verfasser zugegen war, die Leichname von zwey Manns- und zwey Weibspersonen, die sich fast vollkommen ganz erhalten hatten. Neben ihnen lagen vier thönerne Töpfe, vier Schaalen, zwey Hunde, und verschiedene Stücken Silber. Es ist nichts seltenes in Peru, Körper, nach vielen Jahren, unverweset zu finden, woran vielleicht die grosse Trockenheit des Bodens, Ursache seyn kann.

Arica, eine kleine Stadt in Peru, unter dem 18°. 28'. mittäglicher Breite ist sehr ungesund, und nach dem Sprüchwort des Landes, das Grab der Franzosen. Die Einwohner selbst, gleichen mehr Gespenstern als Menschen. Alle Krankheiten und Seuchen, die von fauler, und verdorbener Luft entstehn, sind hier zu Hause. In der Nachbarschaft ist ein Berg, der ganz mit dem Koth der Seemeven, und Seeraben bedeckt ist, die sich hier des Nachts aufhalten. Da es niemals in Peru regnet, und die Hitze ausserordent-

lich heftig ist, so dunstet dieser, von den Sonnenstralen entbrannter, Unrath, einen pestilenzialischen Geruch aus, der nothwendig die ganze Atmosphere vergiften muß. Die Anzahl dieser Vögel ist so groß, daß die Luft zuweilen ganz durch sie verdunkelt wird. Für den Statthalter macht es unterdessen ein beträchtliches Einkommen aus, denn man bedient sich dieses Koths zum Dünger. Alle Jahre kommen viele Schiffe hier an, welche bloß mit dieser Waare beladen werden, die ziemlich theuer verkauft wird; und wovon der ganze Gewinn in des Statthalters Beutel fällt. Der Berg wo man diesen Koth hohlt, ist hohl, und einer Sage nach, vor Alters sehr ergiebig an Silber gewesen. Die Einwohner tragen sich wegen dieser Sage mit mancherley Mährchen. Sie bilden sich ein, daß der Teufel in den Höhlen dieses Berges, so wie in einem andern Felsen wohnt, der 15 Meilen von Arica liegt, und Morno de los diablos genannt wird. „Als die Indianer, sagen sie, von den Spaniern überwunden wurden, so verbargen sie ungeheure Schätze in diesen Klüften, und der Neid des Teufels, der sie den Spaniern nicht gönnt, geht seitdem so weit, daß er einigem Indianern die Hälse umdrehte, die sie den Spaniern verrathen wollten. Auch hört man hier beständig ein fürchterliches Geheule.“ Allein dieses Geheul ist nicht anders als das Meer,

an

an dessen Ufern diese Berge liegen; und dessen Wellen bis in diese Klüfte und Hohlungen dringen, und so jenes Geräusche oder Gebrülle verursachen, das die überspannte, und nach dem Wunderbaren lüsterne, Einbildungskraft der Spanier, der List und Gewalt des Teufels zuschreibt.

Eine Meile von Arica ist ein romantisches Thal, mit Oliven-Palmen-Bananas &c. und andern Bäumen bepflanzt, die am Ufer eines anmuthigen Stroms stehn, das zwischen zweyen Bergen fließt, und bey Arica ins Meer fällt. Nirgends sah der Verfasser eine grössere Menge von Turtel- und Holz-Tauben, als hier. Sie waren häufiger als die Sperlinge in Frankreich.

Die Art wie die Seemeeven, Seeraben, und andre Seevögel zu fischen pflegen, ist besonders. Sie formiren auf dem Wasser einen grossen Krays, der manchmal wohl eine halbe Meile im Umfang hat, und schliessen sich immer dichter an einander, so wie ihr Zirkel sich verengt, bis sie auf diese Art eine grosse Anzahl Fische in die Mitte bekommen haben. Dann tauchen sie unter, und verfolgen sie unter dem Wasser, während daß ein andrer Seevogel, von einem andern Geschlecht, der einen sehr langen und spitzigen Schnabel hat, über dem Kraysse fliegt, und dann und wann ins Meer herabfährt, um Theil an dem Fang zu nehmen. Die

Matrosen fangen diese lezte Art Vögel, indem sie über dem Wasser, zwanzig oder dreißig Schritte vom Ufer, einen spitzigen Pfahl, wie eine Lanze, aufrichten, und daran einen kleinen Fisch befestigen. Sobald der Vogel den Fisch gewahr wird, schießt er mit einer solchen Heftigkeit darauf zu, daß er sich selbst an den Pfahl spießt.

Chinca ist weniger der Dürre und Trockenheit des Bodens ausgesezt, als die benachbarten Provinzen, weil sie von einer grossen Anzahl Flüsse gewässert wird; diese Flüsse entstehn von dem geschmolzenen Schnee der Gebirge. Sie stürzen mit Heftigkeit von den Bergen, und reissen in ihrem Lauf Bäume, Felsen, und was ihnen in Weg kommt, mit fort. Ihr Bette ist nicht tief, weil sich das Wasser in verschiedene Arme theilt, aber ihr Strom ist desto schneller. Oft muß man über eine Meile in Wasser reisen, und ist noch glücklich, wenn man nicht auf solche schwimmende Baumstämme und Felsentrümmer stößt, denn die Maulesel, die schon von dem Geräusche und der Schnelle des Stroms betäubt und schüchtern geworden sind, pflegen leicht zu stürzen, und Thier und Reuter sind dann ohne Hülfe verlohren. An den Ufern dieser wilden Wasser pflegen sich gewöhnlich Indianer aufzuhalten, die man Cymbadores nennt, und die, für Bezahlung, die Wagen und Reuter hinüberbringen, indem sie ein grosses Geschrey er-

heben, um die Maulesel anzufrischen, damit sie sich nicht legen sollen. Allein, wenn man sie nicht gut bezahlt, so sind sie im Stand den Reisenden an dem gefährlichsten Orte in Stich, und ohne Barmherzigkeit umkommen zu lassen.

Die Brücke zu Cagneta, ist die gefährlichste Passage die man sich denken kann. Man stelle sich zwey Bergspitzen vor, die schnurgerade in die Höhe gehn, und durch einen fürchterlichen Abgrund von einander getrennet werden, in den sich zwey Ströme mit einem gräßlichen Geräusch stürzen. Auf diesen beyden Spitzen sind grosse Pfähle eingerammelt, und Stricke von Baumrinde daran befestigt, die von einer Spitze zur andern verschiedenemal hin und her gezogen werden, und so eine Art von Netz bilden, das man mit Brettern und Sand bedeckt hat; und dies ist die Brücke über den Abgrund. Der Verfasser konnte sich lange nicht entschliessen über dieses schwankende Gebäude zu gehn, das mehr das Ansehn einer Schaukel als einer Brücke hatte. Die Maulesel betraten sie zuerst, uud er folgte ihnen auf Händen und Füssen, ohne das Herz zu haben, sich zur Rechten oder Linken um zu sehn.

Des Paters Florentin Beschreibung von seiner Wanderung durch einige Provinzen von Peru, zeigt die Art in diesen Gegenden zu reisen noch von

einer andern Seite. Ich schalte sie daher, mit einigen Verkürzungen, ein.

„Bey meiner Ankunft zu Buenos-ayres fand ich mich weiter vom Ziel meiner Mißion (Pondichery) als selbst in Frankreich; aber ich war voll Ungeduld es zu erreichen, und wußte nicht wie ichs einrichten sollte, als ich erfuhr, daß einige französische Schiffe an den Küsten von Chili und Peru lägen. Ich mußte ohngefähr siebenhundert Meilen zu Lande machen um nach Conception zu kommen, wo die französischen Schiffe landen sollten. Die Länge des Wegs schreckte mich nicht, indem ich da ich ein Schiff zu finden hofte, das von da nach China und dann weiter nach Ostindien seegeln würde.

Eben als ich mich anschickte diesen Entwurf auszuführen, legten im Hafen zwey grosse Registerschiffe vor Anker: sie hatten am Bord einen neuen Gouverneur für Buenos-ayres, über hundert Jesuiter-Mißionarien und vier Kapuziner-Schwestern, die von einem für sie zu Lima neuerbauten Kloster Besitz nehmen wollten. Mein erster Gedanke war, die Vorsicht zeigte mir eine günstige Gelegenheit nach Callao zu kommen, welches nur zwey Meilen von Lima entfernt ist: aus dem leztern Hafen seegeln die französischen Schiffe durch die Südsee nach China, und mich dünkte ich würde da so leicht als immer möglich nach In-

dien kommen können. Allein ich überlegte dagegen die Zubereitungen, die man zu der Reise der Schwestern machte, die Langsamkeit des Fuhrwerks, das sie nahmen, den langen Aufenthalt, den sie in jeder Stadt auf ihrem Wege machen würden: so kam ich auf meinen vorigen Plan zurück und beschloß den kürzesten Weg nach Conception einzuschlagen.

Ich verließ also Buenos-ayres gegen Ende Augusts 1712 und in acht Tagen kam ich nach Santa-fe. Dies ist ein kleiner Flecken ohngefähr 60 Meilen von Buenos-ayres; gelegen in einer angenehmen fruchtbaren Gegend, längsthin an einem Flusse der sich in den grossen Rio de la Plata ergießt. Ich blieb da nur zwey Tage, denn nahm ich meinen Weg nach Corduba. Ich war schon fünf Tage gewandert, als die Wegweiser, die man mir zu Santa-fe mitgegeben hatte, auf einmahl verschwanden: ich mogte sie suchen so viel ich wollte, ich konnte nichts von ihnen erfahren: die geringe Hofnung bey mir Glück zu machen, mogte sie ohne Zweifel bewogen haben etwas andern nachzugehn.

In der Verlegenheit, worein mich dieser Vorfall stürzte, mitten in einem unbekannten Lande, wo ich keinen Menschen antraf, den ich nach dem rechten Wege fragen konnte — in dieser Verlegenheit faßt' ich den Entschluß nach Santa-fe umzuwen-

den, und das mit der größten Vorsicht, mich ja nicht von dem Fußsteig zu entfernen, der mir am meisten begangen zu seyn schien. Nach drey starken Tagereisen befand ich mich am Eingang eines grossen Waldes. Die Fußstapfen, die ich da bemerkte, führten mich auf den Schluß, daß dieser der Weg nach Santa-fe wäre. Ich wanderte vier Tage und vertiefte mich immer mehr in dichte Wälder ohne irgend einen Ausgang zu sehn. Keine Seele begegnete mir in dieser Einöde: daher überfiel mich auf einmahl ein Grauen, das ich nicht überwinden konnte, ob ich gleich mein ganzes Vertraun auf Gott sezte. Umzukehren war nicht möglich, oder ich mußte mich der Gefahr aussetzen, vor Hunger und Elend umzukommen: mein kleiner Vorrath war aufgezehrt und ich wußte, daß ich in den Gegenden, die ich schon durchwandert hatte, nichts finden würde; in diesen Wäldern hingegen fand ich doch Quellen und Bäche mit vortreflichen Wasser, eine Menge Obstbäume, Vogelnester, Strauseneyer, und sogar Flügelwerk, in den Gegenden wo das Gras dichter und höher stand. Ich würd' es nicht glauben, wenn ich nicht selbst gesehen hätte, wie viel sich dessen in den grossen Ebenen ohnweit Buenos-ayres und in Tukuman findet.

„Wer in diesem Lande weite Reisen macht, bedient sich gewöhnlicherweise Wagen. Sie füh-

ren deren drey bis vier mit sich, mehr oder weniger nach Verhältniß des Gepäckes und der Bedienten, die sie bey sich haben. Diese Wagen sind mit Ochsenhäuten bedeckt: derjenige, auf dem der Eigenthümer fährt, ist reinlicher; man bringt auf denselben ein kleines Behältniß an, worinn ein Tisch und ein Bette steht: auf den andern Wagen sind die Bedienten mit dem Reisevorrath. Starke Ochsen ziehn die Wagen. Die erstaunliche Menge, die's von diesen Thieren im Lande giebt, ist die Ursache, daß man sie gar nicht schont.

Ob es gleich mit diesem Fuhrwerk sehr langsam geht, so macht man dennoch des Tags zehn bis zwölf starke Meilen damit. Man hat nicht leicht andern Vorrath bey sich als Brod, Zwieback, Wein und gesalzen Fleisch: denn frisch Fleisch fehlt anf der Reise niemahls; es giebt eine so grosse Menge von Ochsen und Kühen, daß man deren 30, 40, zuweilen 50000 zusammen in diesen unermeßlichen Ebenen herumirren sieht. Der Reisende ist zu bedauern, der unter eine solche Heerde geräth; er bringt oft drey vier Tage zu, eh' er sich durchschlägt."

„Die Schiffe die aus Spanien nach Buenosayres kommen, nehmen zur Rückfracht Häute auf. Alsdenn geschieht die grosse Matança, wie's die Spanier nennen: an hunderttausend Ochsen werden todgestochen, oder wohl noch mehr, nach der

Anzahl und Grösse der Schiffe. Sonderbar ist es, daß wenn man drey bis vier Tage nachher an die Stätten dieser grossen Metzeley kommt, man nur noch das Gebein von diesen Thieren antrift. Die wilden Hunde und Raben, von anderer Art als die in Europa, haben schon das Fleisch aufgefressen, welches sonst die Luft anstecken würde."

„Will ein Reisender Flügelwerk haben, so kann er's ohne Mühe. Mit einem Stock, an dessen Ende eine Schlinge ist, kann er ohne vom Wagen zu steigen und ohne still zu halten, Rebhüner fangen so viel er will. Sie fliegen nicht fort, wenn man vorüberkömmt, und halten sich für völlig sicher, wenn sie nur im Grase versteckt sind. Aber sie haben bey weitem nicht den guten Geschmack wie in Europa; sie sind trocken, ziemlich geschmacklos und beynahe nicht grösser als Wachteln."

„Mitten in den Wäldern, in die ich mich vertieft hatte, waren zwar die Rebhüner nicht so gemein wie in den Ebenen, von denen ich eben sagte; aber ich fand doch welche an Stellen, wo der Wald lichter war. Sie liessen sich so nahe beykommen, daß man sehr ungeschickt hätte seyn müssen, wenn man sie nicht mit einem blosen Stock hätte todschlagen wollen. Ich konnte leicht Feuer anmachen sie zu kochen oder zu braten: die Indianer hatten michs gelehrt, indem sie zwey Stücken

von einem Holz, das in diesen Gegenden sehr gemein ist, an einander rieben."

„Die grosse Strecke dieser Wälder ist zuweilen durch sandichte unfruchtbare Stellen von zwey bis drey Tagereisen unterbrochen. Wenn ich durch solche weite Ebenen wandern mußte, denn machte die brennende Sonnenhitze, Hunger, Durst und Mattigkeit, daß ich mich in die Wälder zurücksehnte, die ich aber verließ; und die Gehölze, in die ich mich von neuem wagte, machten mich bald diejenigen vergessen, die ich durchirrt hatte. So sezte ich meine Wanderung fort ohne zu wissen, an welchen Ziel sie enden würde und ohne jemanden zu haben, der mir's anweisen konnte."

„Zuweilen fand ich mitten in diesen verlassenen Wäldern bezauberte Gegenden. Alles was Studium und Fleis der Menschen jemahls erdenken konnten einen Ort angenehm zu machen, erreicht nicht die Schönheiten, die hier die blose Natur vereiniget hatte."

„Diese reizenden Gegenden erweckten in mir die Vorstellungen wieder, die ich ehemals gehabt hatte, als ich die Lebensbeschreibungen der alten Einsiedler in Thebais las. Mich beschlich der Gedanke den Ueberrest meines Lebens in diesen Wäldern zuzubringen, wohin mich die Vorsicht geführt hatte, um mich da, fern von aller Verbin-

dung mit den Menschen, blos mit der Sorge für mein ewiges Wohl zu beschäftigen. Allein da ich nicht Herr von meinem Schicksal war, und da mir der Wille Gottes durch den Befehl meiner Obern mit völliger Gewisheit angedeutet worden, so verwarf ich diesen Gedanken wieder als eine Täuschung, fest überzeugt, daß, wenn gleich das einsame Leben dem geistlichen Verderben weniger ausgesezt ist, es doch auch seine Gefahren hat, wenn man's ohne Gebot der Vorsicht ergreift."

„Einen ganzen Monat war ich in dieser grossen Einöde umhergeirrt, als ich mich endlich am Ufer eines ziemlich grossen Flusses befand, von da ich eine angenehme Ebene übersah, wo ich in der Mitte einen Thurm zu sehen glaubte. Dieser Anblick machte mir eine wahre Freude, denn ich bildete mir ein, daß die Stadt, die ich sah, wohl Corduba seyn könnte, und daß ich wahrscheinlich, in der Meynung umzukehren, den rechten Weg getroffen hätte. Man überredet sich leicht was man wünscht; aber ich wurde bald aus dem Irrthum gezogen: einige Indianer, denen ich begegnete, sagten mir auf Spanisch, es wär' ein paragayischer Flecken, der San-Francisco-Xaviero hiesse. Ich gab mich nun wegen meines Irrthums zufrieden, weil ich wußte, daß die Jesuiten diese Mißion besorgen und dabey versichert war, bey ihnen eben

die christliche Liebe zu finden, von der sie mir zu Buenos-ayres so viel Beweise gegeben hatten."

„In diesem Vertrauen gieng ich in den Flecken und gerade nach der Kirche. Die Hauptseite dieser Kirche stößt auf einen grossen Platz, auf welchen die Hauptstrassen, alle sehr breit und nach der Schnur gezogen, zusammenlaufen. Sobald die Patres erfuhren, daß ein fremder Religiose angekommen wär, kamen sie alle mich zu bewillkommen. Sie führten mich gleich in die Kirche, wo mir der Superior Weyhwasser reichte; die Glocken wurden geläutet, und die in einem Augenblick versammelten Kinder sangen einige Gebete um Gott für meine Ankunft zu danken. Nach geendigtem Gebet brachte man mich in ihr Wohnhaus, um mich da zu erhohlen und gab mir ein bequemes Zimmer ein. Ich erzählte den ehrw. Vätern mit wenig Worten die Absicht meiner Reise, die verschiedenen Zufälle die mich nach Buenos-ayres brachten; die Art wie ich mich auf dem Wege von Santa-fe nach Corduba verirrte mit allem meinen Ungemach im Walde, und wie mich endlich die Vorsicht in ihr Haus geleitet hätte. — —"

Auf der Reise von Corduba nach Punta begegnete diesem Mißionar, ein neuer widriger Zufall. Man hatte ihn gesagt, daß nur fünf und dreißig Meilen bis Punta wären, und daß man

unterwegens eine Menge Jaccras oder Meyerhöfe, antreffe. Er miethete also keinen Führer, sondern machte sich allein auf den Weg. Nach einem dreytägigen Marsch, befand er sich in einem öden und sandigen Lande, das ohnweit der Cordilleras anfängt. Die Nacht überfiel ihn, und er beschloß, sie unter einem grossen Baum, neben der Heerstrasse zuzubringen. Nachdem er seine Mahlzeit und sein Gebet verrichtet hatte, trieb ihn, ich weiß nicht welche Ahndung, an, auf den Baum zu steigen. Er band sich an den Aesten, mit dem Strick fest, der ihn zum Gurt diente, und fing an einzuschlummern, als er am Fuß des Baums einen grossen Lärm hörte. Er sah hinunter, und erblickte beym Mondschein einen grossen Tyger, der, nachdem er fünf oder sechsmal um dem Baum herumgegangen war, an den Stamm sprang, und sich alle Mühe gab hinauf zu klettern. Dies dauerte eine ziemliche Zeit, bis er sich endlich entfernte. Man kann denken, wie lang die Nacht dem Mißionar wurde. Als der Tag anbrach, sah er sich von allen Seiten um, bis er überzeugt war, daß der Tyger sich wirklich entfernt habe, und er mit Sicherheit den Baum verlassen, und seine Reise fortsetzen könne.

10.

Schreiben des Paters Cat — Taufe unter der Linie — Hay mit zwey Diamanten im Leibe — Helenen-Feuer — Würmer nach dem Regen — la Plata-Fluß — Wolfs-Insel — Fisch Viagros — wohlfeiler Pferdekauf — Ochsen-Jagd — wilde Hunde — Capigua-Schwein — Colibri — Tyger-Fang — besondre Schleuder — Vigogne — Guanacos — Orocomo — Ameisenbär — Mbgue — Pigna — Mburusugia — Pacoi — Allgemeine Schilderung der Sitten der wilden Einwohner.

Ich eile, um das Versprechen zu erfüllen, Sie mit den Begebenheiten meiner Reise bekannt zu machen. Dies Mühsame und beschwerliche einer so langen Ueberfahrt abgerechnet, war sie eine der glücklichsten.

Am 5ten November 1738 fuhren wir in Gesellschaft noch dreyer Mißionarien von der Rheede von Cadix ab.

Bey einem günstigen Winde verlohren wir bald das Land aus dem Gesichte, und wir schifften so geschwinde, daß wir nach Verlauf von drey und einen halben Tage schon die kanarischen Inseln sahen. Aber hier änderte er sich: wir waren genöthiget bis zum sechzehnten zu laviren, an welchem Tage wir uns in der Bay des heil. Kreuzes, zu Tenerifa befanden. Hier hielten wir uns auf um Proviant einzunehmen.

Ich weiß nichts langweiligeres als in einem Schiffe zu seyn das im Hafen liegt. Glücklicherweise blieben wir nicht lange darinne, den am 26ten Januar befanden wir uns schon unter den Tropicus Cancri.

Hier war ich Zeuge von einem für mich ganz neuen Schauspiele. Man sah auf einmal 10 bis 12 Leute auf dem Verdecke erscheinen, die niemand kannte. Sie waren in den elendesten Umständen und wollten nach Indien gehen um da ihr Glück zu versuchen. Sie hatten sich mit den Leuten, die den Proviant, trugen ins Schiff geschlichen, und zwischen den Ballen versteckt. Nun kamen sie einer nach den andern hervor in der festen Ueberzeugung, daß man jezt keinen Hafen suchen würde um sie ans Land zu setzen. Der Kapitain war bey dem Anblick so vieler unnützen Mäuler ausserordentlich aufgebracht, und man hatte Mühe ihn zu besänftigen.

Ob wir uns gleich unter dem heissen Erdgürtel befanden, so waren wir doch noch der Kälte ausgesetzet, da die Sonne in der westlichen Gegend stand und ein kalter Wind bließ. Der Frühling überraschte uns, und einige Wochen nachher empfanden wir die Hitze des Sommers.

Den 18ten Februar giengen wir unter der Linie durch. Man feyerte da ein Fest, das wegen seiner Sonderbarkeit merkwürdig ist. Auf dem

ganzen Schiffe waren nichts als Spanier: Sie kennen ihre eigene romanenhafte Denkungsart, aber die Gebräuche bey dieser Feyerlichkeit werden sie in ein noch helleres Licht setzen. Den Abend vor dem Feste erschien ein Haufen bewafneter Matrosen auf dem Verdecke, denen ein Herold vortrat, welcher jeden Passagier andeutete, sich den andern Tag auf dem Vordertheil des Schiffes einzufinden, wo er dem Präsidenten der Linie Rechenschaft von den Ursachen seiner Reise, und Antwort zu geben habe, von wem er die Erlaubnis dazu bekommen. Der Ausruf wurde an den grossen Mast angeschlagen. Die Matrosen lasen ihn einer nach den andern; denn das war der Befehl des Präsidenten, und dann giengen sie mit einem tiefen, ehrerbietigen Stillschweigen davon. Den andern Morgen wurde ein Tisch auf des Schiffs Vordertheil gestellt, und mit einem Teppich behangen; man sezte Tinte, Federn und Papier darauf, und einige Stühle umher. Die Matrosen formirten eine Compagnie, die aber stärker als gestern war: sie waren als Dragoner gekleidet mit Säbeln und Lanzen bewafnet, und zogen mit der Trommel und von Officieren angeführt an dem bestimten Ort auf. Zulezt erschien der Präsident. Er war ein alter Catalonier, der mit dem Ernste eines Theaterköniges einhertrate. Sein lächerliches stolzes Betragen, verbunden mit einen originellen drollig-

ten Wesen, das er mit dem kältesten Blute beybehielte, überzeugte mich, daß man keine bessere Person zu dieser Rolle hätte ausfindig machen können.

Sobald dieser würdige Mann in dem für ihn bestimten Lehnstuhl saß, so wurde ein Mensch vor ihn gebracht, der alle Fehler des Thersites beym Homer, hatte.

Man beschuldigte ihn, daß er sich während der Durchfahrt unter der Linie eines Verbrechens schuldig gemacht hätte. Er wolte sich vertheidigen, der Präsident aber der dieses für seinem Ansehen zu nahe getreten, hielte, gab ihm 20 Schläge mit dem Rohre, und verurtheilte ihn zu einen fünfmaligen ins Wasser Tauchen.

Nach diesem Auftritte ließ er den Kapitain holen, der mit entblöseten Haupte und in der tiefsten Ehrfurcht erschiene. Auf die Frage warum er so kühn sey sich bis in diese Meere zu wagen, antwortete er, daß es auf Befehl des Königs seines Herrn geschehe, aufgebracht durch diese Antwort, verurtheilte ihn der Präsident in eine Busse von hundert und zwanzig Flaschen Wein. Der Kapitain stellte vor, daß diese Busse seine Kräfte übersteige: man stritte sich eine Weile, und endlich wurde es auf fünf und zwanzig Flaschen Wein, sechs Schinken, und zwölf holländische Käse

her-

herunter gesezt, die auch auf der Stelle ausgeliefert wurden.

Nun kam auch die Reihe an die Passagiere. Jedem wurde die nehmliche Frage vorgelegt, und jeder beantwortete sie auf eine lustige, der albernen Frage des Präsidenten angemessene, Art. Die Sitzung endigte sich damit, daß alle zu einer Beysteuer angehalten wurden.

So wie diese Feyerlichkeit geendiget war, so bedienten der Kapitain und die Officiere den abentheuerlichen Präsidenten mit Erfrischungen aller Art, und die Matrosen bekamen auch ihren Theil davon. Aber damit war das Schauspiel noch nicht geendigt. Wie man aus einander gehen wollte, kam der Kapitain auf einmal aus seiner Kajüte heraus, und fragte mit einem stolzen Ton, was diese Versamlung zu bedeuten habe? Man sagte ihm, daß es die Begleitung des Präsidenten von der Linie sey. Des Präsidenten von der Linie antwortete der Kapitain, von wem spricht man? bin ich nicht allein Herr und wer ist der unverschämte der mir die Herrschaft über mein Schiff streitig macht? Man ergreife den Augenblick diesen Aufrührer und tauche ihn ins Meer. Bey diesen Worten warf sich der bestürzte Präsident dem Kapitain zu Füssen und bat umständig um Erlassung der Strafe. Aber es war alles

fruchtlos: diese lächerliche Excellenz wurde dreymal ins Wasser getaucht, und der furchtbare Präsident, welcher die ganze Equipage zittern machte, diente ihr nun andern zum Spott und Gelächter.

Sobald wir die Linie paßiret hatten, bekamen wir Windstille, die uns eben so sehr kränkte als sie uns bey der Durchfahrt belustigt hatte. Um unsere Langeweile zu verscheuchen fiengen wir Haye. Es ist ein grosser Fisch der gewöhnlich fünf bis sechs Fuß lang ist, und der gerne Schiffen folgt. Unter denen, welche wir fiengen, fand sich einer, der zwey Diamanten von grossem Werthe, einen Menschenarm und ein paar Schuhe im Magen hatte. Die Diamanten eignete sich der Kapitain zu. Sein Fleisch ist nichts weniger als gut: es ist öhlich und ungesund. Nur die Matrosen essen es, und auch diese würden es verachten, wenn sie andere Gerichte hätten.

Wir hatten zu dieser Fischerey weiter nichts als eine Angel nöthig, an welcher ein Stück Fleisch gehängt wurde. Durch den Geruch gelockt, kam der Fisch in Begleitung anderer an, die Romarinos heissen. Man nenn't sie auch Piloten, weil sie entweder vor ihm oder um ihm her schwimmen. Wenn er den Köder verschlungen hatte, wurde er aus dem Wasser gezogen, und sobald er heraus war mit Knütteln todgeschlagen. Das sonderbare dabey war dieses, daß seine Begleiter auf

seinen Rücken sprangen, sobald man ihn gefangen hatte, als wenn sie ihn vertheidigen wolten.

Der Hay war nicht der einzige Fisch, welcher uns zu Theile wurde. Es war einer darunter, auf welchen ich sehr neugierig war, nehmlich der fliegende Fisch. Er hat zwey Flügel, die viel Aehnlichkeit mit der Feldermäuse ihren haben. Man nennet ihn den fliegenden Fisch, weil er um den Verfolgungen der Boniten zu entgehen, aus dem Wasser in die Höhe steigt, und mit einer gewaltigen Schnelligkeit zwey oder drey Steinwürfe weit fliegt. Er fällt darauf wieder ins Meer und der Bonite, der sehr geschwind ist, und ihn schwimmend verfolgt, fängt ihn oft da, wo er herunterstürzt, mit dem Rachen auf. Die fliegenden Fische, so wie die Seevögel, ziehen in ganzen Schaaren. Sie fallen oft in die Schiffe und einer dieser Fische kam auch auf das unsrige. Er hatte die Grösse eines Meeralets. Zwey Sachen aber haben mich ausserordentlich gewundert: nehmlich seine grosse Lebhaftigkeit, und seine wenige Furcht vor den Menschen. Man sagt daß er dieselben gerne sieht, und wenn ich nach der Menge die immer um unser Schiff schwärmten, schliessen soll, so muß ich es glauben. Oft geschieht es, daß sie sich um den Verfolgungen der Boniten zu entgehen ins erste beste Schiff werfen, und von denen Matrosen fangen lassen,

die gewöhnlich so edelmüthig, oder so wenig Liebhaber von ihrem Fleische sind, daß sie ihnen die Freyheit wieder schenken.

Den 26ten Februar hatten wir die Sonne senkrecht über uns, und um Mittag bemerkten wir, daß kein Körper Schatten gab. Wir hatten einige Tage vorher einen gewaltigen Sturm gehabt, und hier war es, wo ich das Helenen- oder S. Erasmus Feuer zum erstenmale sah. Es ist eine kleine blauliche Flamme, die sich an der Spitze eines Mastes oder einer Seegelstange zeigt. Die Matrosen behaupteten, daß es ein Vorbote vom Ende des Sturmes sey; und aus dem Grunde tragen sie immer ein Bild von den Heiligen bey sich, der ihm den Namen gegeben hat. So wie ich diese Erscheinung erblickte, näherte ich mich so viel möglich um es zu beobachten, aber der Wind war zu heftig und das Schiff wurde zu sehr hin und wieder geschlagen, als daß ich es länger als einige Augenblicke hätte sehen können.

Noch eine Sache die ich sehr merkwürdig finde ist diese. Wenn es unter dem heissen Erdgürtel und vorzüglich um den Equator regnet, so scheint der Regen, sobald er einige Stunden gedauert hat, sich in weisse Würmer wie die Käse-Maden zu verwandeln. Gewiß ist es, daß das nicht die Regentropfen sind, welche diese Verwandlung erfahren, denn es ist viel natürlicher, daß

durch den Regen der sehr warm ist, diese Thiergen ausgebrütet werden, wie in Europa die Raupen und andere Insekten. Der Kapitain rieth uns die Kleider zu trocknen. Einige vernachläßigten es: sie fanden aber hernach Ursach genug es zu bereuen. Ihre Kleider wurden voll solcher kleiner Würmer und sie hatten Noth dieselben wieder zu reinigen. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich Ihnen alle die kleinen Begebenheiten unserer Reise erzehlen wolte. Nicht einmal will ich Ihnen die Oerter erwähnen, die wir auf unserer Fahrt gesehen haben. Ich kam nicht aus dem Schiffe und konnte ihnen also nur einen undeutlichen Begriff davon geben. Also beobachte ich ein tiefes Stillschweigen über Alles bis zu unsrer Einfarth in den Fluß la Plata.

Man hatte mir in Europa gesaget, daß er bey seinem Ausflusse ins Meer beynahe 50 Meilen breit sey, und das ist nicht zu viel gesagt; ich sah es mit eignen Augen. Wir fuhren von einem Fort aus, das mehr als 30 Meilen von dem Ausfluß liegt, wo die Breite des Flusses geringer als an jeder andern Stelle ist. Wie wir in die Mitte kamen, verloren wir das Land aus dem Gesichte, und schifften einen ganzen Tag ehe wir das andere Ufer erreichten. Wie ich in Buenosayres war, bestieg ich auch oft einen sehr hohen Berg, und konnte bey dem heitersten Wetter nichts

als einen von Wasser begränzten Horizont erblicken. Die Tiefe dieses Flusses steh't mit seiner Breite in keinem Verhältniß, und über dieses ist er voller gefährlicher Sandbänke, über welchen man kaum vier oder fünf Klaftern tief Wasser findet. Die schlimmste ist gerade am Ausflusse und wird die englische Bank genennet. Unbekannt ist es mir, woher sie den Namen hat. Vielleicht entdeckte sie diese Nation zuerst, oder es scheiterte da eines ihrer Schiffe. Dem sey wie ihm wolle, genug, unser Kapitain kannte den la Plata unter keinem andern Namen als dem, die Hölle der Piloten. So unrecht mag das nicht seyn, denn selbst das stürmischeste Meer ist minder furchtbar. Auf hoher See läuft kein Schiff Gefahr, es müßte denn auf einen Felsen der über dem Wasser ist treffen; aber auf den la Plata ist es immer von Klippen umgeben, und überdieses schlägt er weit höhere Wellen als das Meer. Wegen seiner geringen Tiefe muß der Schiffer immer fürchten, daß sein Schiff in den Abgrund, den die Wellen gegraben haben, und auf den Boden stößt.

Ob wir gleich erst gegen die Nacht in den la Plata liefen, so geschahe es doch, Dank sey der Geschicklichkeit des Piloten, ohne daß uns was zustieß. Wir kamen sogar eher als wir es uns eingebildet hatten an die Insel los Lobos,

Wolfs-Insel. Ob wir uns gleich lange da aufhielten, so kann ich Ihnen doch weiter nichts davon sagen, als daß sie blos von Meerwölfen bewohnt wird. Wie diese Geschöpfe ein Schiff ansichtig werden, kommen sie ihm in Menge entgegen; sie hängen sich an dasselbe, betrachten die Leute mit Aufmerksamkeit, fletschen die Zähne, tauchen unter, schwimmen vor dem Schiffe her, und schreyen beständig, auf eine dem Ohre nicht ganz unangenehme Art. Haben sie das Schiff endlich aus den Augen verlohren, so gehen sie wieder auf ihre Insel, oder an die benachbarten Küsten. Sie werden glauben daß die Jagd dieser Thiere gefährlich sey, aber sie sind weder wild noch schwer zu fangen. Sobald sie einen bewafneten Menschen sehen, fliehen sie. Ihre Haut wird wegen ihrer Schönheit geschätzt. Sie ist glatt, weich und sehr dauerhaft. Ich sahe auch noch in den la Plata einen Fisch den man Viagros nennt. Er hat vier lange Bärte und auf dem Rücken einen Stachel. Es ist ausserordentlich gefährlich, wenn man damit gestochen wird, und soll es nicht tödlich seyn, so muß man zeitig zu Hülfe kommen. Die Stachel scheint sehr schwach, aber wer kann nach dem äusserlichen urtheilen? Wir fingen einen von diesen Fischen und legten ihn auf einen Tisch, der einen guten Finger dick war, und dessen ohngeachtet durchstach er ihn mit einer Leichtigkeit, wor-

über wir alle erstaunten. Der Ueberrest unserer Reise wurde sehr zufrieden vollbracht. Nach einer angenehmen und ruhigen Schifffahrt befanden wir uns im Angesichte von Buenos-ayres, von da ich ihnen schreibe. Diese Stadt liegt unter den 32ten Grad mittägiger Breite. Man athmet da eine gemäßigte Luft, die aber oft durch die Winde, die auf dem la Plata wehen, zu kalt wird. Die Gegenden umher sind grosse Wüsten, und man sieht nichts als hier und da eine Hütte. Der Pfirsichbaum ist beynahe der einzige fruchttragende Baum der da fortkömmt. Wein kann wegen der unendlichen Menge von Ameisen von denen das Land wimmelt, nicht wachsen. Daher wird kein anderer getrunken als solcher, der unmittelbar zur See aus Spanien oder zu Lande aus Mendoza einer Stadt in Chili kommt, die dreyhundert Meilen von Buenos-ayres liegt. Diese dürren und ungebauten Wüsten, von denen ich ihnen gesagt habe, sind voll wilder Pferde und Ochsen. Einige Tage nach meiner Ankunft in Buenos-ayres verkaufte ein Indianer an einen meiner Freunde acht Pferde für ein Faß Brandewein, und das würde noch theuer seyn, wenn sie nicht von seltner Schönheit gewesen wären. Man kann sie gewöhnlich für sechs, acht Franken und wohlfeiler haben, aber dann muß man sie auf dem Lande, bey denen Bauern selbst suchen, wo immer eine

grosse Anzahl zu verkaufen steht. Eben so gemein sind die Ochsen. Um sich davon zu überzeugen darf man nur die entsetzliche Menge Häute sehen, die nach Europa verführt werden. Es wird ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie die Art erfahren wie man die Ochsen fängt. Ohngefähr zwanzig Jäger zu Pferde begeben sich an den Ort, wo sie vermuthen, daß sich eine Anzahl aufhält. Sie haben ein lange Stange in der Hand, die vorne mit einem sichelförmigen, wohlgeschliffenen Eisen versehen ist. Mit diesem Gewehre hauen sie die Thiere, die sie verfolgen und zwar gemeiniglich in die Hinterbeine. Sie haben sich eine solche Geschicklichkeit erworben, daß sie immer die Sehne an denen Hinterbeinen entzwey schneiden, worauf das Thier niederstürzt, und nicht wieder aufsteigen kann. Wenn dieses geschehen ist, so hält sich der Jäger nicht dabey auf, sondern verfolgt andere auf dieselbe Art, und haut was er erreichen kann. Zwanzig Leute können solchergestalt sieben bis acht hundert Ochsen in einer Stunde fällen. Wenn sie endlich müde sind, so steigen sie von ihren Pferden und ruhen aus. Dann werden die Ochsen todgeschlagen, und sie nehmen weiter nichts als die Haut, die Zunge und das Talch. Das Fleisch wird den Raben preiß gegeben, die hier in solcher Menge vorhanden sind, daß sie zuweilen die Luft verdunkeln. Besser würde es seyn, wenn man die

wilden Hunde auszurotten suchte, die sich auf eine erstaunenswürdige Art vermehret haben. Sie halten sich in Löchern unter der Erde auf, die leicht an den Knochen-Haufen zu erkennen sind, welche davor liegen. Es ist zu befürchten, daß sie einst Menschen anfallen werden, wenn ihnen die Ochsen fehlen, und aus diesem Grunde schickte der Gouverneur Soldaten gegen sie aus, welche auch viele tödeten. Aber bey ihrer Rückkunft wurde ihnen von den Kindern so übel begegnet, die sie Hunde-Ueberwinder schalten, daß sie sich nun nicht mehr zu dieser Jagd wollen brauchen lassen.

Sie wissen aus meinen Berichten, daß der la Plata einer der gefährlichsten Flüsse in Indien ist. Vom Uraguai *) der nur durch eine Erdzunge von ihm abgesondert wird, gilt dieses nicht weniger. Wahr ist es, daß er nicht so voller Sandbänke ist, aber dafür ist er durchaus mit Felsen besät, die unter dem Wasser verborgen sind. Kein Fahrzeug das Segel führt kann daher hineinkommen, und die Balsen **) sind die einzigen

*) Ein Fluß von bewundernswürdiger Breite, der sich gegen den 34 Grad südlicher Breite in den Paraguay ergießt.

**) Die Balsen sind eine Art Floß das aus zwey Kanoen besteht, welches nichts anders als ausgehöhlte Baumstämme sind, diese Kanoe werden durch einige leichte Balken verbunden, die über beyde hinreichen, und fest verwahrt sind. Man belegt sie mit

die sich dahin wagen und wegen ihrer Leichtigkeit keine Gefahr laufen.

Dieser Fluß ist wie man sagt sehr fischreich. Man findet Meerwölfe und eine Art Schwein darinne, das Capigua heißt. Man hat es nach einem Kraute genenn't, das es sehr liebt. Es ist so kirre, daß es denen oft beschwerlich fällt, die es aufziehen. Die beyden Ufer sind fast ganz mit Holz, Palmen und andern Bäumen bedeckt, die in Europa wenig bekannt sind, und das ganze Jahr grün bleiben. Vögel giebt es in Menge. Ich will mich nicht damit aufhalten sie ihnen zu beschreiben. Nur von einem einzigen gebe ich Ihnen Nachricht, der sowohl wegen seiner Kleinheit, als wegen der Schönheit des Gefieders merkwürdig ist. Er ist nicht viel grösser als ein Zaunkönig; der Hals ist von einem brennenden Roth, der Bauch von einem Gelb, das dem Golde nahe kömmt, und die Flügel schmaragdgrün. Er hat lebhafte, blitzende Augen, eine lange Zunge, und fliegt sehr schnell. Die Federn sind von einer Feinheit, die alles übertrift, was ich in dieser Art gesehen habe. Sein Gesang ist melodischer als der Nachtigall ihrer. Den ganzen Tag ist er beynahe in der Luft, ausgenommen Abends und Mor-

Bambusrohr, und baut eine kleine Hütte darauf, die mit Stroh oder Leder bedeckt, und groß genug ist, ein Bette und anderes kleines Geräthe eines Reisenden zu fassen.

gens, um welche Zeit er den Thau einsaugt, der auf die Blumen fällt, und der wie man sagt seine eigene Nahrung seyn soll. Die übrige Zeit des Tages hüpft er von Zweig zu Zweig, und wie die Nacht kömmt, so kriecht er in einen Strauch, oder setzt sich auf einen Baumwollenbaum um da zu schlafen. Auch noch nach dem Tode behält er seine ganze Pracht, und da er ausserordentlich klein ist, so tragen ihn die Weiber der Wilden statt der Ohrengehängen. Die Spanier schicken ihn zuweilen in Briefen an ihre Freunde. *)

Diese Wälder deren ich gedacht habe, sind voll Hirsche, Rehe, Schweine und Tyger, die grösser und wilder sind als die in Afrika. Einige Indianer brachten mir vor ohngefähr acht Tagen die Haut eines dieser Tyger; ich ließ sie in die Höhe halten, und konnte kaum, indem ich die Hände in die Höhe streckte, an seinen Rachen reichen. Zwar war er auch von einer ausserordentlichen Grösse; aber doch sind diese nicht sogar selten. Sie fliehen gewöhnlich vor den Jägern, sobald sie aber getroffen, und nicht gleich tödlich getroffen werden, so fallen sie mit Ungestüm und einer unglaublichen Wuth auf den los, der sie verwundet hat. Man behauptet sogar, daß sie ihn unter hundert Personen erkennen würden. Der Pater-Superior der Mißion in Uraguai, war vor

*) Der bekannte Colibri.

wenigen Tagen Zeuge davon. Er reisete mit einigen Indianern, die einen Tyger in ein Holz gehen sahen, das nicht weit von ihrem Wege entfernt lag; gleich entschlossen sie sich ihn anzugreifen. Aus Neugier diese Jagd mit anzusehen, begab sich der Mißionar an einen Ort, wo er ohne Gefahr sich aufhalten konnte. Die Indianer die schon zu dieser Art Jagd gewöhnt sind, vertheilten sich so, daß der eine, welcher eine Flinte hatte, in die Mitte trat, und die anderen beyde, die mit Lanzen bewafnet waren, ihn auf beyden Seiten deckten. In dieser Ordnung rückten sie auf das Holz an, und giengen so lange um dasselbe herum, bis sie endlich den Tyger ansichtig wurden. So wie der Mißionar den Schuß fallen hörte, so stak der Tyger auch schon an den Lanzen, denn wie er sich verwundet fühlte, wolte er auf den, der geschossen hatte, springen, und rannte sich in die Eisen, die ihm zum Empfang vorgehalten wurden. Er war in beyde Seiten gestochen, und die Indianer hielten ihn einen Augenblick in der Luft. Wenige Zeit nachher fiengen sie eines von seinen Jungen, das höchstens einen Monat alt war: ich habe es gesehen und angefühl't, aber das gestehe ich, nicht ohne Furcht, denn so jung es war, so schäumte es doch für Wuth, und sein Brüllen war entsetzlich. Es fiel jedermann an, selbst die, welche ihm zu fressen

brachten. Zum Glück standen seine Kräfte nicht mit seiner Wildheit im Verhältnisse, denn sonst hätte es alle, die ihm zu nahe kamen, zerrissen. Da es sich nun auf keine Weise zähmen ließ, und wir befürchteten, daß uns sein Brüllen den Besuch der benachbarten Tyger zuziehen möchte, so banden wir ihm einen Stein an den Hals, und warfen es in den Uraguay, an dessen Ufern wir uns eben befanden.

Die Indianer bedienen sich noch einer andern Art, die wilden Thiere zu bekriegen. Ausser Bogen, Pfeilen und Lanze, tragen sie an ihren Gürtel zwey runde Steine, die in einem ledernen Sacke stecken, und an den beyden Enden eines Strickes befestiget sind, welcher ohngefähr drey Klafter lang ist. Zu den Sack nehmen sie Kuh-Haut. Es sind dieses ihre fürchterlichsten Waffen. Wie sie Gelegenheit finden einen Löwen oder Tyger zu bekämpfen, so nehmen sie einen von denen Steinen in die linke Hand, und lassen den anderen mit der rechten Hand wie eine Schleuder so lange drehen, bis sie nahe genug sind, um den Wurf zu thun: dann schleudern sie ihn mit einer solchen Gewalt und so vieler Geschicklichkeit, daß sie gewöhnlich das Thier zu Boden werfen, oder töden. Wenn die Indianer auf die Jagd der Vögel oder anderer Thiere gehn, die nicht gefährlich sind, so führen sie nichts anders als Bo-

gen und Pfeile. Selten fehlen sie Vögel und selbst im Fluge, zuweilen töden sie auch auf diese Art grosse Fische, die sich über die Oberfläche des Wassers erheben. Um den Hirsch, die Vigogne, den Guanacos oder ein anderes Thier das schnell im Laufe ist zu fangen, bedienen sie sich der Schlinge und der gedachten Steine. Die Vigogne gleicht dem Hirsche sowohl in Ansehung der Gestalt als der Schnelligkeit, aber sie ist grösser. Das Haar, welches sie unter dem Bauche hat, wird zu sehr feinen Hüten verarbeitet, die man auch deswegen Hüte von Vigogne nennt. Das Haar von den Seiten wird zu Servietten und feinen Schnupftüchern verwendet, die sehr geschätzt werden. Der Guanacos hat gleichfals etwas von der Gestalt des Hirsches, er ist aber kleiner, hat einen langen Hals, grosse schwarze Augen und einen hohen Kopf, den er sehr stolz trägt. Das Haar ist eine Art von Wolle, und gleicht dem Ziegenhaar; der Gebrauch welchen man davon macht, ist mir unbekannt. Dieses Thier scheut die Hitze: es schreyt wenn die Sonne heiß scheint, ist unruhig und wirft sich auf die Erde, von der es zuweilen in langer Zeit nicht aufstehet. *)

Ausser diesen Thieren giebt es noch eines, das mir sehr sonderbar scheint. Die Moxen nen-

*) Sein Gebrauch als Lastthier ist allgemein, und von grossem Nutzen.

nen es Orocomo *); es hat eine rothe Haut, eine spitzige Schnauze und breite schneidende Zähne. Erblickt dieses Thier, das von der Grösse eines grossen Hundes ist, einen bewafneten Indianer, so flieht es gleich, aber ist er ohne Waffen, so fällt es ihn an, und wirft ihn zur Erde, durchsucht ihn zu verschiedenenmalen, und wann es denn glaubt, er sey tod, so bedeckt es ihn mit Blättern und Baumästen, und geht fort. Der Indianer, welcher die Art dieses Thieres schon kennt, steigt auf, sobald es sich entfernet hat, und sucht sein Heil in der Flucht oder auf einen Baum, von dem er alles mit guter Musse beobachten kann. Der Orocomo kömmt bald in Begleitung eines Tygers zurück, den er, wie es scheint, zu seiner Beute eingeladen hat; aber da er sie nicht mehr antrift, so brüllt er fürchterlich, sieht seinen Gefährten traurig an, und scheint ihm sein Misvergnügen über den mislungenen Weg zu bezeugen.

Noch von einer besondern Art Bär muß ich ihnen erzählen. Man nennt ihn den Ameisenbär, und er hat anstatt des Rachens ein rundes immer offenes Loch. Im Lande giebt es eine entsetzliche Menge Ameisen; der Bär dessen ich gedacht habe, steckt seinen Rüssel, und die Zunge, die sehr lang und

*) Weiter unten kommt dieses Thier, im 11ten Abschnitte, noch einmal vor. R.

und spitzig ist, in den Ameisenhaufen. So wie sie von diesen Thieren wimmelt, zieht er sie zurück und verschlingt die kleinen Geschöpfe: das treibt er denn so lange, bis er gesättigt ist.

Ob er gleich keine Zähne hat, so ist er doch mit schrecklichen Waffen versehen. Er kann sich nicht mit der Wuth eines Tygers oder Löwens auf seinen Feind stürzen, aber dafür drückt er ihn an sich und zerreißt ihn mit seinen Tatzen. Oft kömt er mit dem Tyger in Streit, aber da sich dieser seiner Zähne eben so gut zu bedienen weiß, so endiget sich immer der Streit mit dem Tode beyder Kämpfer. Ueberhaupt greifen alle diese Thiere den Menschen nie zuerst an. Das wissen auch die Indianer, die sich Tage lang in den Wäldern aufhalten, ohne die mindeste Gefahr zu laufen.

Diese verschiedene Thiere sind nicht der einige Reichthum des Landes. Es bringt alle Gattungen Bäume hervor, die wir in Europa kennen. Man findet sogar an einigen Orten den berühmten Brasilien-Baum *) und den Baum, aus welchen man das berühmte Harz, Drachenblut genannt, zieht, von dem die Reisenden die ausschweifendsten Fabeln erzählen. Ich kann ihnen jetzt nichts

*) Er hat seinen Namen davon, daß man den ersten, den man in Europa gesehen hat, aus Brasilien brachte.

davon sagen, weil ich seine Eigenschaften nicht genug kenne. Bin ich besser damit bekannt, so sollen sie mehr hören. Ausser diesen hat das Land verschiedene ihm eigene Früchte. Unter andern eine, die der Weintraube sehr nahe kömt, nur daß ihre Beeren nicht grösser als Pfefferkörner sind. Jede Beere enthält einen kleinen Saamen, den man nach der Mahlzeit ißt. Sie verursachen eine sanfte und leichte Ausleerung. Man nennt die Frucht Mbegue, und sie ist angenehm von Geruch und Geschmack. Der Pigna ein anderes Gewächs dieser Gegend hat einige Aehnlichkeit mit dem Tannenzapfen, doch kömt er in Ansehung der Gestalt der Artischocke mehr bey. Sein Fleisch, das eben so gelb wie der Quitte ihres ist, übertrift sie weit, sowohl in Saftigkeit als Geruch. Eine von denen Pflanzen, die man hier am mehresten schätzet, heißt Mburusugia. Sie trägt eine schöne Blume, welche die Indianer die Paßions-Blume nennen, aus der eine Frucht entsteht, die wie eine Pflaume aussieht, und so groß als ein Hünerey ist. Wann sie reif wird, so suckelt man sie aus, und bekömt einen Saft der süß und wohlschmeckend ist, das Blut erfrischet und den Magen stärket. Ich habe auch eine Pflanze gesehen, die Pacoe heißt, und lange grosse höckerige Schoten trägt. Sie schliesset eine Art Bohne von sehr gutem Geschmack in sich. Von dem Paraguayischen

Kraute will ich hier keine weitläuftige Beschreibung machen: es ist das Blatt eines Strauches, der sonsten blos in den Gebürgen von Maracayu mehr als 200 Meilen von denen christlichen Pflanzungen gefunden wurde. Wie diese entstanden, ließ man junge Stämmchen kommen, und die kamen nach Wunsche fort. Heut zu Tage sind sie in einer solchen Menge, daß die Indianer einen beträchtlichen Handel von diesem Kraute mit denen Spaniern treiben. *)

Die Wilden kennen weder Fürsten noch Könige unter sich. Man behauptet in Europa, daß sie Republiken hätten, aber diese sind auch ohne festgesetzte Form; sie wissen nichts von Gesetzen noch Staats- und Rechts-Vorschriften. Jede Familie hält sich für frey, und jeder Indianer für unabhängig. Da aber die beständigen Kriege, welche sie mit ihren Nachbarn führen; ihrer Freyheit drohen, und die Noth ihnen gelehrt hat eine Art Gesellschaft unter sich zu bilden, so haben sie sich ein Oberhaupt erwählt, das Cacike heißt, so viel als Kapitain oder Befehlshaber. Bey seiner Wahl haben sie nicht die Absicht einen Herrn über sich zu setzen, sondern sie wollen einen Beschützer, einen Vater haben, dessen Anführung sie trauen können. Um Anspruch auf diese Würde zu machen, muß man ausgezeichnete Proben von Ta-

*) Siehe auch den 12ten Abschnitt. R.

pferkeit und Muth gegeben haben. Je mehr sich ein Cacike durch Thaten hervorthut, je stärker wird sein Stamm, so daß es welche giebt, die 150 Familien unter sich haben.

Wenn wir den ältern Mißionaren glauben, so giebt es unter denen Caciken Zauberer, die ihr Ansehen noch durch den Schaden erhöhen, den sie allen zuzufügen wissen, die mißvergnügt mit ihnen sind. Straften sie solche öffentlich nach dem Weg der Gerechtigkeit, so würden sie verlassen werden. Diese Betrüger machen dem gemeinen Volke weiß, daß Löwen, Tyger, und die wildesten Thiere, ihnen zu Gebote stünden, um diejenigen, die ihnen ungehorsam wären, zu zerreissen. Selten ist es nicht, daß man solche Personen die der Cacike bedrohet hat, plötzlich in Krankheiten verfallen sieht, woran aber mehr das Gift, das sie ihnen beyzubringen wissen, als die Furcht vor dem Schrecken Schuld ist, das ihnen eingejagt wird.

Um zur Würde eines Caciken zu gelangen, nehmen stets die Mitwerber ihre Zuflucht zu einem Zauberer. Nachdem sie dieser mit dem Fette gewisser Thiere gesalbt hat, läßt er ihnen die Geister der Hölle sehen, von denen er sich für begeistert ausgiebt, und ernennt sodann den Caciken, dem er aber fest einbindet, immer eine tiefe Ehrfurcht für das Werkzeug seiner Erhöhung zu haben.

Mit eben der Leichtigkeit, mit welcher diese Republiken entstehen, zerstreuen sie sich auch wieder; jeder ist sein eigner Herr, und sobald man mit dem Caciken mißvergnügt ist, so verläßt man ihn und begiebt sich zu einem andern. Das was ein Indianer an seinem Wohnorte im Stich läßt ist so wenig, daß er seinen Verlust mit geringer Mühe ersetzen kann. Die Wohnungen sind elende Hütten, die in der Mitte der Wälder von Bambus-Rohr oder Baumästen, gebaut sind, die über einander ohne Ordnung gelegt werden. Die Thüre ist so enge und niedrig, daß man auf der Erde hineinkriechen muß. Fragt man nach der Ursache einer so sonderbaren Bauart, so antworten sie, daß es wegen den Fliegen, Mücken und anderen Insekten geschehe, deren Namen ich mich nicht mehr erinnere.

Die Indianer leben, wie sie wissen, von der Jagd, Fischerey, Honig, Früchten und Wurzeln, die ohne Anbau wachsen. Schweine und Hirsche sind in solcher Menge in denen Wäldern, daß sie in wenig Stunden ihren Vorrath ergänzen können. Aber um immer Ueberfluß zu haben verändern sie häufig ihren Aufenthalt, und das ist auch der Grund, warum diese Wilde nie an einen Ort in grosser Menge gefunden werden.

Fast alle sind groß, lebhaft und lustig. Ihre Gesichtszüge sind den Zügen der Europäer sehr

gleich, doch kann man sie leicht an ihrer braunen Farbe unterscheiden. Sie lassen ihre Haare wachsen, und eine der vorzüglichsten Schönheiten besteht in der Länge derselben; dessen ohngeachtet verstellt sie nichts mehr.

Die mehrsten gehen ohne Kleidung. Sie haben um den Hals verschiedene glänzende Steine, die man für rohe Schmaragden oder Rubinen halten könnte. An Festtagen binden sie eine Art Bund oder Gürtel um sich. Der von buntfarbigen Federn gemacht ist. Die Weiber tragen Hemden mit kurzen Aermeln, oder Schurze, die man Tipoy nennt. Völker, die am mehresten der Kälte ausgesetzt oder weichlicher als die anderen sind, tragen die Haut von einem Ochsen oder andern Thiere. Im Sommer tragen sie die haarige Seite auswärts, im Winter inwärts gekehrt.

Geschicklichkeit und Tapferkeit sind fast die einzigen Tugenden, um welche sich ein Wilder bewirbt, und die er schätzt. Man lehrt ihnen bey guter Zeit das Bogen schiessen, und die Führung der andern Waffen, die bey ihnen in Gebrauch sind. Dieses ist sehr zu bewundern, daß man keinen unter ihnen findet, der nicht ausserordentlich geschickt in allen diesen Uebungen seyn sollte. Die Keule, welcher sie sich in Schlachten bedienen, ist von einem harten schweren Holze. Sie hat auf beyden Sei-

ken eine Schneide, ist sehr dick in der Mitte und endiget sich in einer Spitze. Zu diesen Waffen fügen noch einige, wenn sie in Krieg ziehen, einen grossen Schild von Baumrinde hinzu, um sich vor den Streiche ihrer Feinde zu sichern.

Diese Völker sind so rachsüchtig, daß die geringste Zwistigkeit hinlänglich ist, zwey Völkerschaften in den grausamsten Krieg zu verwickeln. Nicht selten ergreifen sie die Waffen, um ihren Nachbarn ein Stückchen Eisen zu rauben, das ihnen schätzbarer als Gold und Silber ist, zuweilen geschieht es aus blossem Eigensinne, und um sich Ruhm zu erwerben. Europäer sind vielleicht nicht im Stande, das rohe eines solchen Verfahrens zu fühlen, denn sie sind selbst gewöhnt sich ohne Grund gegen einander zu rüsten: aber was ihnen ohne Zweifel Abscheu für die letztern einflössen muß, ist der Hang dieser Wilden Menschenfleisch zu fressen. Führen sie Krieg, so machen sie so viel Gefangene als sie können, und verzehren sie bey ihrem Zuhausekommen. Selbst in Friedenszeiten stellen sie einander nach, um ihre unmenschliche Leckerey zu befriedigen. Unterdessen giebt es auch viele unter ihnen, die diese unnatürliche Gewohnheit hassen. Ich habe welche gesehen, die von sanfter friedsamer Neigung waren, und diese leben stille und ruhig in ihren Häusern. Ergreifen sie die Waffen gegen ihre Nachbarn, so sind sie dazu

gezwungen worden, aber dann auch desto fürchterlicher im Streite.

Es würde eine Unmöglichkeit seyn, eine Schilderung von den Sitten aller dieser Völker zu machen. Ihre Gebräuche und Gewohnheiten sind bis ins unendliche verschieden. Man kann aber behaupten, daß es zweyerley Menschen in dem Lande giebt, von welchen ich rede. Einige sind ganz und gar Barbaren, andere haben auch selbst in dem Schoose von Wildheit eine Sanftmuth, Redlichkeit und Friedfertigkeit beybehalten, die man mit Erstaunen an Leuten ohne Erziehung bemerkt. Die Geschichtschreiber sind aus Mangel der gehörigen Beobachtungen dieses Unterschiedes, sehr verschiedener Meynung über den Charakter und die Gemüthsart dieser Indianer. Bald stellt man sie als rohe dumme Leute vor, die eben so sehr in Ansehung des Verstandes eingeschränkt, als unbeständig in ihren Entschliessungen sind, und bald werden sie wieder als Menschen von einem lebhaften feurigen Temperamente geschildert, die eine unglaubliche Geduld bey der Arbeit, einen durchdringenden, umfassenden Verstand, und eine ganz eigene Biegsamkeit besitzen, sich nach den Befehlen ihrer Herrn zu richten. Das ist der Begrif den Bartholomäus de las Casas von den Indianern giebt, die Mexico und Peru bewohnten, als die Spanier zum erstenmale in diese Reiche

kamen. Er hätte aber anmerken sollen, daß sie schon gesittet waren. Sie hatten einen König der von einem so zahlreichen Hof umringet war, als man in den mittäglichen Amerika nicht findet. Es ist daher falsch, wenn man die übrigen nach ihnen beurtheilen will.

Zu bewundern ist es nicht, daß so irrende und wilde Völker wie die mehresten von Paraguai sind, die Schönheit der Ordnung und die Reitze der Gesellschaft nicht kennen. Eben so wenig unbegreiflich ist es, daß sich ihre jungen Leute, die schlecht erzogen werden, und nichts als böse Beyspiele vor den Augen haben, so leicht Ausschweifungen und liederlichen Streichen überlassen. Von Jugend auf werden sie zur Jagd und Fischerey angehalten, die ihnen Vergnügen machen; daher vernachläßigen sie den Feldbau.

Die Regenzeit ist ihnen eine Zeit der Freude. Ihre Feste und Tänze dauren gewöhnlich drey Tage und drey Nächte an einem Stück fort. Der mehreste Theil bringt sie mit Trinken zu. Oft ereignet es sich, daß die Dünste des Chicha *) ihnen im Kopf steigen, dann folgen Streitigkeiten, Zänkereyen und Mord auf Freude und Wohlleben. Den Caciken ist es erlaubt mehr als eine Frau zu haben. Andere dürfen nur eine nehmen: aber verliehren sie den Geschmack an ihr, so können sie

*) ein indianisches Getränke.

solche verstossen, und sich eine andere aussuchen. Ein Vater verspricht seine Tochter nicht eher, als bis der Freyer unbezweifelte Proben seiner Tapferkeit und seines Muthes abgelegt hat. Er geht daher auf die Jagd, erlegt so viel Wild als er kann, und trägt es ohne ein Wort zu sagen an den Eingang der Hütte, die seine Geliebte bewohnt. Aus der Gattung und Menge dieses Wildes schliessen sodann die Eltern auf seine Herzhaftigkeit, und ob er verdien't ihre Tochter zu erhalten.

Viele Indianer kennen kein andres Bette als die Erde, auf welche sie eine Matte von Binsen, und über diese Häute von Thieren breiten, die sie getödet haben. Sehr glücklich dünken sie sich, wenn sie sich einen Hamac oder Hängematte anschaffen können.

Es giebt kein Volk in der Welt, das nicht ein höheres Wesen erkennt und verehrt. Das gilt auch von verschiedenen rohen und wilden Nationen in Paraguai, die eigentlich von keinen Gottesdienst wissen, aber doch an einen Gott glauben, und ihn sehr fürchten. Sie sind überzeugt, daß die Seele nicht mit dem Körper vernichtet wird: wenigstens schliesse ich es aus der Sorgfalt mit welcher sie ihre Toden begraben. Sie geben ihnen Lebensmittel, Bogen, Pfeile und eine Keule mit, daß sie in der andern Welt für ihren Unterhalt

sorgen können, und sie nicht etwa der Hunger in diese zurücktreibt, um die Lebenden zu plagen.

Dem Monde geben sie den Namen Mutter und ehren ihn auch als Mutter. Sobald er untergeht, kommen sie Haufenweise aus ihren Hütten mit einem entsetzlichen Geschrey, und schiessen eine Menge Pfeile in die Luft um das Gestirn der Nacht gegen die Hunde zu vertheidigen, welche, wie sie glauben, solches anfallen und zerreissen wollen.

Einige Völker Asiens, obgleich gesittet, hegen dieselbe Meynung.

Donnert es, so bilden sie sich ein, daß das Gewitter von der Seele eines ihrer getödeten Feinde erregt wird, der sich dadurch für seine Niederlage rächen will. Ueberhaupt sind sie voller Aberglauben. Sie ziehen oft den Gesang der Vögel, und die Veränderung der Bäume und Gesträuche zu Rathe. Das sind ihre Orakel, und sie sind überzeugt, daß sie sich so Kenntnisse von unglücklichen Zufällen verschaffen können, die ihnen drohen.

Ueber ihr Religions-System kann ich ihnen nichts schreiben. Einestheils bin ich zu wenig davon unterrichtet, anderntheils sind ihre gottesdienstliche Gebräuche und ihre Götter so mannichfaltig, daß ich bey einer genauen Beschreibung derselben, kein Ende finden würde. *)

*) Von Herrn H — ch frey übersezt. R.

II.

Mißionen von Paraguay — Moxos — Arbeiten des Paters Cyprian Barazes — Guaranis — Guaycarus — Payaguas — Art in diesen Wüsten zu reisen — Charuas.

Die Moxos, wie sie die Spanier nennen, oder die Canisiner, nach der Sprache der Indianer, sind eine Nation in Peru, deren Stand der Wildheit, nach dem Berichte der Mißionarien, die es aber vielleicht übertreiben können, so weit geht, daß sie nur in wenigen Stücken sich von dem Vieh unterscheiden. Männer und Weiber erscheinen in naturalibus; sie haben keine bestimmte Wohnung, keine Gesetze, keine Regierungsform. Von Farbe sind sie dunkelbraun, und ihr Blick, und ihr ganzes Ansehn, hat etwas wildes und drohendes. Es ist unmöglich ihre Anzahl zu bestimmen, weil man sie niemals auf einem Haufen beysammen sieht, und noch keinen gewissen Ueberschlag von ihnen hat machen können. Sie führen beständig Krieg mit ihren Nachbarn, und wenn sie Gefangene machen, so verdammen sie solche entweder zu einer ewigen Sklaverey, oder sie rösten sie auf Kohlen, und verzehren sie bey ihren Schmäusen. Die Schädel dienen ihnen zu Trinkschaalen. Sie sind ausserordentlich der Trunkenheit ergeben, welches zu häufigen Streitigkeiten unter ihnen Anlaß giebt,

die sich mit Mord und Todschlag endigen. Auch überlassen sie sich in diesem Zustand andern Ausschweifungen, die zu schändlich sind, als daß man sie wieder erzählen könnte. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, und eine Art Wurfspieß, von einem langen und spitzigen Rohr, womit sie auf hundert Schritte ihren Mann treffen. Die Zahl der Weiber die jeder nehmen darf, hängt von seiner Willkühr ab. Die tägliche Beschäftigung dieser Weiber ist, aus verschiedenen Früchten Getränke für ihre Männer zu bereiten. Als die Mißionarien, das erstemal, (1698) ohne Waffen und nur in Begleitung einiger christlichen Indianer, die ihnen zu Wegweisern und Dollmetschern dienten, in ihre Wälder kamen, sahen sie sich bald von mehr denn 1200 dieser Wilden umringt; sie hatten noch niemals Pferde und Menschen von dieser Farbe und Tracht gesehn, und ihre Verwunderung war ausserordentlich. Bogen und Pfeil fielen ihnen, für Schrecken, aus den Händen, und sie wußten nicht was sie sagen sollten, solche Ungeheuer in ihren Wäldern anzutreffen. Denn sie gestanden nachher selbst, daß sie Mann, Pferd, Hut und Kleid, für ein Einziges, aus so viel Stücken zusammengesetztes, Wunderthier gehalten hätten. Die Mißionarien brachten ihnen durch ihre Dollmetscher, einige Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele, und den Belohnungen und

Strafen jener Welt, die nach ihrer Faßlichkeit abgemessen waren, mit so vielem Glück bey, daß schon den ersten Tag eine grosse Anzahl dieses armen Volks, ihnen wie die Heerde dem Hirten, nachzog, und sie in der Folge Abgeordnete von sechs Nationen, oder vielmehr aus so vielen Wäldern, erhielten, welche die freundschaftlichsten Vorschläge thaten, und mit Glasperlen beschenkt, wieder entlassen worden. „Hätte ich, schreibt der Mißionar, nur noch für funfzig Thaler von diesen Glasperlen gehabt, so würde ich die Mißion, durch diese unschuldige Herbeylockung einer noch beträchtlichern Menge, um ein ansehnliches vergrössern können. Denn Gold und Silber werden hier nicht so hoch geachtet, als diese Glasperlen; die schwarzen ausgenommen, aus welchen sie sich nichts machen." Die Mißionarien legten hier ein Dorf, in einer anmuthigen Gegend, unter dem 14ten Grad südlicher Breite an; grosse Waldungen, von mancherley wohlriechenden Hölzern, und reichlich mit Hirschen, Schweinen, Affen, und andern Thieren angefüllt, lieferten ihnen einen Ueberfluß an Baumaterialien. Am meisten litten sie von der Hitze, die sie mit einem immerwährenden sengenden Sommer vergleichen, der durch keine Abwechselung der Jahreszeiten unterbrochen wird; ohne die erfrischenden Winde, die von Zeit zu Zeit wehen, würde auch das Land gänzlich unbewohn-

bar seyn. „Es klingt fast unglaublich, fährt er fort, daß bey diesen wilden rohen Leuten, die vom Menschen weiter nichts als den Namen und die Gestalt hatten, in Zeit von einem Jahre schon einige Politur und Frömmigkeit gedeihen konnte. Man bemerkt schon unter ihnen Anwandlungen von Höflichkeit und einem gesitteterm Betragen. Sie grüssen sich schon, wenn sie einander begegnen, und uns, die sie als ihre Herrn und Meister verehren, machen sie die tiefsten Verbeugungen, fallen mit einem Knie auf die Erde, und küssen die Hand." Bey dieser Gelegenheit erinnert sich der Mißionar, eines wonnigen Anblicks den er vor einiger Zeit in einer andern Mißion genossen hatte; Unsre Leser mögen ihn rathen? — — Es waren fünfhundert Indianer, die sich am Charfreytage, zu Ehren des gegeisselten Christus, bis aufs Blut peitschten, und eine Menge indianischer Kinder beyderley Geschlechts, die mit Dornenkronen auf den Häuptern, und die Hände an hölzernen Kreuzen befestigt, über eine Stunde lang, dem Crucifix der Kirche gegenüber, den „gekreuzigten Heyland" spielten.

Das Land der Moxes *) ist eine Ebene, die aber vier Monate im Jahr, durch die reissenden Bergströme und das Austreten der Flüsse über-

*) Aus einer spanischen Nachricht, die zu Lima auf Befehl des Bischofs Urban von Matha, gedruckt wurde.

schwemmt wird; die Einwohner flüchten sich alsdenn auf Höhen, allein der Südwind, der über die Schneegebirge bläst, führt eine so durchdringende Kälte mit sich, daß die armen Einwohner, die schlecht gespeiset, und nackt sind, zu tausenden sterben, und auf diese Ueberschwemmungs-Monate immer Hungersnoth und ansteckende Seuchen zu folgen pflegen. Das heisse Klima und die beständige Nässe des Bodens, erzeugt unzählige Schlangen, Ameisen, Muskiten, geflügelte Wanzen, und andres Geschmeiß, daß man nicht einen Augenblick ungemartert bleiben kann. Eben diese Nässe macht auch das Erdreich untüchtig, Getrayde, Wein und andre europäische Früchte herfürzubringen. Das Wollenvieh kommt nicht fort, hingegen die Rinder und Kühe, wie man in der Folge bemerkt hat, als man das Land damit besetzte. Die Moxes leben blos von Fischen und einigen Wurzeln, die das Land in Ueberfluß trägt. Oft sind die Ufer der Flüsse, mit halbverfaulten, vom kalten Südwind getödeten, Fischen bedeckt, welche diese Wilden mit größtem Vergnügen verzehren; stellt man ihnen den eckelhaften Zustand dieser Lieblingsspeise, und die Gefahr vor, der sie sich dabey aussetzen, so antworten sie ganz kalt; „das Feuer wird schon alles gut machen."

Auf

Auf den Gebirgen leben sie von der Jagd. Man findet daselbst eine Menge Bären, Tyger, Leoparden, Ziegen, wilde Eber, und viele andere, in Europa ganz unbekannte, Thiere. Das Fleisch der Affen, wenn es „bukannirt," oder geräuchert wird, ist Leckerbissen für einen indianischen Gaumen. Was sie von einem Thiere, Orocom, erzählen, klingt ziemlich abentheuerlich. Es ist so groß wie ein Hund, hat rothe Haare, eine spitzige Schnauze, und scharfe Zähne. Wenn es einen wehrlosen Indianer antrift, so greift es ihn an, und wirft ihn zu Boden, fügt ihm aber weiter kein Leid zu, wenn er nur die Vorsicht hat, sich tod zu stellen. Dann wälzt der Orocom den Indianer umher, berührt sorgfältig alle Theile seines Körpers, und wähnt daß er wirklich tod sey. Er bedeckt ihn mit Laub und Stroh, und läuft in den dicksten Wald. Sobald er verschwunden ist, steht der Indianer auf, und klettert auf einen Baum. Hier sieht er, nicht lange darauf, den Orocom in Gesellschaft eines Tygers wieder kommen, den er auf seine Beute zu Gast geladen zu haben scheint. Da er sie nicht mehr antrift, so bricht er in ein gräßliches Geheul aus, und sieht kläglich seinen Begleiter an, als ob er ihm sagen wolle, wie leid es ihm thue, ihn vergeblich hieher bemüht zu haben.

Die Hütten der Moxes sind sehr niedrig; sie schlafen auf der Erde, oder in Hangmatten, die sie an Balken, oder zwischen zwey Bäumen, aufhängen, und worinn sie die Nacht zubringen, und allen Anfällen der Witterung, den wilden Thieren, und den Stichen der Moskiten ausgesetzt sind. Zwar pflegen sie ein Feuer um ihre Hangmatte anzumachen, dessen Rauch die Moskiten, so wie sein Schein die wilden Thiere verscheuchen, und sie zugleich wärmen soll; allein da sie immer nachlegen müssen, damit es nicht ausgeht, so geniessen sie auf alle Fälle nur eines sehr unruhigen und unterbrochenen Schlafs. Sie haben keine bestimmte Zeit zu ihren Mahlzeiten. Jede Stunde ist ihnen recht, wenn sie nur etwas zu essen finden. Da sie nur grobe und unschmackhafte Speisen kennen, so schweifen sie nicht im Essen, wie im Trinken, aus. Sie brauen ein sehr starkes Getränke, aus gewissen, verfaulten Wurzeln, worüber sie Wasser giessen. Dieses Getränke berauscht sehr geschwind. Beym widrigen Klang einiger Instrumente, versammeln sie sich unter Lauben, von Zweigen geflochten, und tanzen und trinken hier, bis sie nicht mehr von ihren Sinnen wissen. Ob sie gleich einen sehr siechen und kränkelnden Körper haben, so gebrauchen sie doch nicht das geringste Hülfsmittel. Sie kennen aber auch die einfachsten, Heil-Kräuter nicht, desto

besser hingegen die giftigen Pflanzen, mit deren Saft sie die Spitzen ihrer Pfeile beschmieren; ein Gift der so durchdringend ist, daß auch die kleinsten Wunden tödlich werden. Die einzige Erleichterung die sie sich bey ihren Krankheiten zu verschaffen suchen, besteht darinn, gewisse Zauberer kommen zu lassen, denen sie eine besondre Gewalt über jede Krankheit zutrauen. Diese Betrüger murmeln einige Gebete über dem Kranken her, geloben für seine Genesung zu fasten, oder so und so vielmal des Tages Tabaksrauch zu schlucken; oder sie saugen auch an dem kranken Theil, welches aber für eine gar vorzügliche und ausserordentliche Gefälligkeit gerechnet werden muß, und lassen sich das Alles theuer genug bezahlen.

Und doch hat das Land einen Ueberfluß an aromatischen und medicinischen Kräutern und Gummi's. Man findet hier die berufene Chinarinde, die Cascarille ꝛc. Die Mißionarien verfertigten aus gewissen Baumrinden und Kräutern, ein treffliches Mittel wider den Schlangenbiß. Auch entdeckten sie noch eine andre Rinde, die sehr heilsam für den Magen ist, und auf der Stelle alle Schmerzen stillt.

Nichts ist lächerlicher als ihre Art sich zu putzen. Einige färben das Gesicht halb schwarz, und halb roth; andre durchbohren sich die Lippen und Nasenlöcher, und behängen sie mit mancher-

ley Dingen, die einen lächerlichen Anblick verursachen. Einige umgürten sich mit Schnüren, Glasperlen, worunter Zähne und Stücken Fell von Thieren gereiht sind, die sie auf der Jagd getödet haben. Ja einige tragen auf diese Art die Zähne der Menschen, die von ihren Händen fielen, und je mehr einer von diesen Siegeszeichen an sich hat, desto höher wird er von seinen Gefährten geschäzt. Am besten sehn noch die aus, die sich Kopf, Arme, und Knie mit bunten Vogelfedern schmücken, und sie auf eine Art zu ordnen wissen, die keine übele Wirkung thut. Wenn die Mutter stirbt, so begraben sie die kleinen Kinder mit ihr; und wenn sie Zwillinge gebiehrt, so verscharren sie eins davon, und führen zur Entschuldigung an, daß zwey Kinder sich nicht gut zugleich ernähren lassen. Bey ihren Leichenbegängnissen, besteht alle Cerimonie darinn, daß die Verwandten des Gestorbenen, eine Grube graben, und seine Leiche, unter Schluchzen, oder in der Stille, dahin begleiten. Sobald er in der Erde ist, theilen sie seinen Nachlaß, und vergessen daß er jemals gelebt hat. Bey ihren Heyrathen kommt alles auf die wechselseitige Einwilligung der Eltern und auf einige Geschenke an, die der Mann dem Vater, oder dem nächsten Verwandten der Frau, macht. Auf die Einwilligung derer, die sich heyrathen, wird nicht geachtet, und, nach einer andern, diesem Lande eigenen

Sitte, ist der Mann gehalten, seiner Frau überall zu folgen, wo sie wohnen will. Ohngeachtet die Vielweiberey bey ihnen eingeführt ist, so haben sie doch selten mehr als eine Frau. Ihre Dürftigkeit erlaubt ihnen nicht, mehrere zu unterhalten. Unkeuschheit der Weiber aber, ist bey ihnen ein Hauptverbrechen.

Einige dieser verschiedenen, unter dem Namen, Moxes, begriffenen Völker, beten Sonne, Mond, und Sterne, andre die Flüsse, wieder andre, einen unsichtbaren Tyger an. Einige pflegen eine grosse Anzahl kleiner, ungestalteter Götzenbilder bey sich zu führen. Aber bestimmte, angenommene Sätze, die den Gegenstand ihrer Glaubenslehre ausmachten, hat man nicht bey ihnen angetroffen. Die Furcht allein bewegt sie zu gewissen Religionshandlungen. Sie bilden sich nemlich ein, daß in jeder Sache ein Geist stecke, der zuweilen gegen sie ergrimme, und ihnen Plagen und Uebel über den Hals schicke. Deswegen geht alle ihr Tichten und Trachten dahin, diese geheime Macht nicht zu beleidigen, weil man ihr, wie sie sagen, ohnmöglich widerstehn kann. Unterdessen trift man bey ihnen doch zwey Arten von geweihten Personen an; die Zauberer, deren wir oben erwähnt haben, und die Priester, deren Amt ist, die Götter zu besänftigen. Die erstern gelangen zu dieser ehrenvollen Würde, durch ein strenges

Fasten, das ein Jahr dauren muß, und während dessen sie sich des Fleisches und der Fische enthalten. Vor allen Dingen aber müssen sie von einem Tyger verwundet, und seinen Klauen entgangen seyn. Denn alsdenn verehrt man sie als ausserordentliche, heilige Männer, welche sich der Gnade des unsichtbaren Tygers rühmen können, der sie wider den sichtbaren beschützte, mit dem sie gekämpst haben. Wenn sie in dieser Würde alt geworden sind, so erhalten sie endlich das Amt eines Priesters. Dann müssen sie von neuen ein Jahr, und noch strenger als das erstemal, fasten, bis ihr abgemergeltes und eingefallenes Gesicht, einen untrüglichen Beweis ihrer Enthaltsamkeit abgiebt. Alsdenn drückt man gewisse Kräuter aus, und sprützt ihnen den Saft, der sehr beissend ist, in die Augen, welches unsägliche Schmerzen verursacht. Sie behaupten daß dieses sie heller sehend mache, und nennen daher einen solchen Priester „Tiharogui;" der helle Augen hat."

Zu gewissen Zeiten des Jahres, und sonderlich gegen den Neumond, pflegen diese Priester das Volk auf einen benachbarten Hügel zu versammeln; mit Anbruch des Tages begiebt sich die Versammlung in größter Stille dahin, sobald sie aber den Hügel erreicht hat, bricht sie in ein gräßliches Geschrey aus, „um ihre Götter zu erweichen." Der ganze Tag wird unter diesem Ge-

schrey, und unter strengem Fasten zugebracht, und gegen Abend nehmen die Feyerlichkeiten ihren Anfang. Zuerst schneiden sich ihre Priester die Haare ab, welches bey diesem Volke ein Merkmal grosser Freude ist, und verhüllen sich den Leib mit gelben und rothen Federn. Hierauf wird das erwähnte, berauschende Getränke, in die dazu bestimmte, grosse Gefässe, geschüttet, und von den Priestern als die, ihrer Gottheit geweihten, Erstlinge in Empfang genommen; sie trinken bis zur Unmässigkeit davon, und überlassen es zulezt dem Volke, das ihrem Beyspiel getreulich nachahmt. Die ganze Nacht wird mit Trinken und Tanzen zugebracht; einer von ihnen stimmt einen Gesang an, und die übrigen schliessen einen Krayß, und schleifen nach dem Takt die Füsse, oder hängen ihren Kopf bald auf diese bald auf jene Seite; wobey sie tausend unanständige Bewegungen machen. Alle diese Völkerschaften unterscheiden sich bloß durch die Sprache von einander; man zählt neun und dreißig dieser Sprachen, die nicht das mindeste Verhältniß mit einander haben: „das sichtliche „Werk des Teufels, sezt der Bischof von Lima „hinzu, der durch diese Sprachverwirrung die „Verbreitung des Evangeliums und, folglich die „Bekehrung dieser Völker, erschweren wollte."

Der Versuch des Paters Cyprian Baraze, diese Wilden gesitteter zu machen, wurde von dem

glücklichsten Erfolg gekrönt, wie unsre Leser sich aus dem Anfange dieses Abschnitts erinnern werden. Er widmete ihnen dreyzehn mühseelige Jahre, unter tausendfacher Gefahr des Lebens und der Gesundheit, unter einem so siechen, ungewohnten Himmelsstrich. Er lehrte ihnen die nöthigsten Handwerke; er wurde selbst Wilder, um ihre Zuneigung desto besser zu gewinnen; da er fand daß das Hornvieh allein in ihrem Lande gedeihen würde, so that er eine Reise nach Santa Crux de la Sierra, und brachte auf 200 Stück Ochsen und Kühe zusammen, die er über Gebirge und Ströme, und durch die unwegsamsten Wüsten, in Begleitung einiger wenigen Indianer nach der Mißion seiner lieben Wilden trieb; der Muth seiner Begleiter erkaltete, bey so vielen Beschwerlichkeiten, und sie verliessen ihn: doch dieses schreckte den Pater Cyprian nicht ab, er setzte seinen Weg mit seiner Heerde fort, und langte, nach einem vier und funfzigtägigen Marsch, zwar mit einem kleinen Theil, doch glücklich bey seiner Mißion an; dies wenige Vieh hat sich seitdem so sehr vermehrt, daß jezt das Land ziemlich damit angefüllt ist.

Ein so gesegneter Fortgang seiner apostolischen Arbeiten spornte ihn an, noch mehr wilde Völkerschaften aufzusuchen. Er entdeckte die Nation der Garayen; ein Volk, das von allen seinen Nachbaren wegen seiner angebohrnen Wild-

heit, und seiner grausamen Gewohnheit verabscheut wird, sich vom Menschenfleisch zu nähren. Sie gehn auf die Menschenjagd, wie wir auf die Jagd der Thiere; sie fangen sie lebendig wenn sie können, schleppen sie mit sich fort, und fressen sie einen nach den andern. Sie haben keinen bestimmten Aufenthalt, weil sie ihrem Geständniß nach, „beständig durch das klägliche Geschrey der „Seelen der Menschen geschreckt werden, deren „Leichname sie verzehrt." (Klingt wie ein Mißionar-Mährchen.) Der Pater fand, durch einen glücklichen Zufall, einen kürzern Weg über die Gebirge nach Peru, und hörte auch auf seinen Zügen, vieles, „von gewissen kriegerischen Weibern die gen „Osten wohnen sollen; die nur zu gewissen Zeiten „des Jahres Mannspersonen bey sich aufnehmen, „und die Knaben umbringen, die sie mit ihnen zeu„gen; die Mädchen hingegen, sollen sie aufziehn, „und frühzeitig zu kriegerischen Arbeiten gewöhnen." Die Fabel des Alterthums von den Amazonen.

Die wichtigste Entdeckung die der Pater machte, war die Entdeckung der Nation der „Boren." Diese Nation ist ungleich civilisirter als die Moxes; ihre Dörfer sind weit zahlreicher; sie haben ordentliche Gassen und Waffenplätze. Jedes Dorf ist mit einer guten Verpallisadirung versehn, hinter der sie allen, hier zu Lande üblichen, Waffen, trotz bieten können. Sie legen auch Fallgru-

ben auf den Heerstrassen an, die ihre Feinde auf- halten, und ihre Heere in Unordnung bringen. In den Schlachten bedienen sie sich, von Rohr geflochtener, Schilde, die mit Baumwolle und Federn überdeckt sind, und durch die kein Pfeil dringt. Sie wählen die Tapfersten und Erfahrenste zu ihren Hauptleuten, denen sie gehorchen. Ihre Weiber gehn anständig gekleidet. Sie empfangen ihre Gäste auf das beste. Sie pflegen für den, welchen sie vorzüglich ehren wollen, eine baumwollene Decke auszubreiten, und ihn zu nöthigen, sich darauf niederzulassen. Das Land ist fruchtbar, und der Boden würde Korn, Wein, und andre europäische Produckte hervorbringen, wenn er angebaut würde. Pater Cyprian Baraze, wurde von diesen Boren, den 16ten September 1702, im 61sten Jahr seines Alters erschlagen; 27 Jahre hatte er der Bekehrung der Wilden gewidmet. Er lebte sehr streng, nur von Wurzeln und etwas geräuchertem Affenfleisch, das er als Almosen von den Indianern empfing. Er schlief nie über vier Stunden. Er bediente sich nie eines Sonnenschirms, wie es sonst der Gebrauch der Mißionarien in diesen heissen Erdstrichen ist, wenn sie auf Flüssen reisen. Man rechnete daß er auf „40000 Indianer mit eigener Hand getauft hatte.“

Die Mißionen bey den Guaranis und Chiquitos sind sehr ausgebreitet; die ersten wohnen an den Flüssen Parana und Uruguay in dreißig verschiedenen Flecken, oder Völkerschaften, unter deren Anzahl sich im Jahr 1732 130000 bekehrte Indianer fanden. Der Mißionar vergleicht diese Völker aber mit einem Land, das ohne fleissige Bearbeitung brach liegen würde, denn was nicht in die Sinne fällt, hinterläßt auch bey ihnen nur flüchtige Eindrücke. Ihr Land wimmelt von wilden Thieren, und sonderlich von Tygern. Man trift auch eine Menge Schlangen, und andre Insekten an, von welchen wir in Europa nichts wissen. Unter den leztern befindet sich eins, das die *) Indianer Tung nennen. Es ist so groß wie ein kleiner Floh, und kriecht nach und nach zwischen Haut und Fleisch, sonderlich unter den Nägeln, und wo Schwielen sind. Hier macht es sein Nest, und legt seine Eyer. Wenn man es nicht geschwinde herauszieht, so verbreitet es sich von allen Seiten, und bringt sehr traurige Wirkungen in dem Theil des Körpers hervor, wo es sich eingenistet hat. Oft wird man plötzlich an Händen und Füssen lahm, wenn das Insekt darinn seinen Platz wählte. Zum Glück be-

*) Die Spanier nennen es Pigue. Man trift es auch zu Carthagena und überhaupt in ganz Süd-Amerika an. R.

nachrichtigt ein heftiges Jucken gleich Anfangs von seinem Aufenthalt. Man hat kein andres Mittel dagegen, als daß man das Loch nach und nach mit einer Stecknadelspitze ausgräbt, und das Thier ganz herauszieht, denn, sollte ein Stück stecken bleiben, so würde sich die Wunde verschlimmern. Die Vögel sind hier in grosser Anzahl; man zählt allein über zwanzig Papageyen-Gattungen, die artigsten sind nicht grösser als ein kleiner Sperling, und ihr Gesang hat viel ähnliches vom Hänfling; sie sind grün und blau, und wenn man sie gefangen hat, werden sie, auf das längste in acht Tagen, so zahm, daß sie auf dem Finger hüpfen, wenn man sie ruft.

In den Morästen sonderlich trift man Vögel von allerhand Arten an, die unsre Verwunderung eben so sehr durch die angenehme Abwechselung ihrer Farben, als durch die Gestalt ihres Schnabels reitzen, die oft ganz besonders ist. An Raubvögeln ist hie ein Ueberfluß, und es giebt welche von erstaunlicher Grösse.

Die Chiquites, wohnen nach der Seite von Peru zu, in sehr niedrigen Hütten, von denen auch ihr Name entstanden ist. Ungeheure Landstriche, oder vielmehr, unermeßliche Sümpfe scheiden sie von den Guaramis. Zwey Wege führen in ihr Land. Der erste und gewöhnlichste, geht durch Peru, ist aber von ansehnlicher Länge. Er

wird von vielen Flüssen durchschnitten, über die man nur zu gewissen Jahreszeiten setzen kann. Der andre Weg ist um die Hälfte kürzer; aber mit zu vielen Gefahren verknüpft. Man muß sich auf dem Fluß Paraguay einschiffen, und sowohl der Fluß als die Länder, welche man berühret, werden von wilden Völkern unsicher gemacht, die geschworne Feinde der Spanier, und folglich auch der Christen sind. Einige sitzen beständig zu Pferde, und durchstreifen das Land; sie bedienen sich keiner Sättel, sondern reiten ihre Pferde auf der blossen Haut. Unter allen diesen Nationen, ist die Nation der Guaycarus die zahlreichste und wildeste. Wildprät ist ihre gewöhnliche Speise, und wenn sie Mangel daran leiden, so leben sie von Eidechsen und einer Art grosser Schlangen. Diejenigen, welche den Fluß, in Kähnen, befahren, die aus Baumstämmen gemacht sind, leben bloß von Fischen, und gehören, gröstentheils, zu dem Volke der Payaguas, einer treulosen und grausamen Nation, die beständig in Hinterhalten lauscht, und den Christen auflauert. „Alle diese Barbaren, fährt der Mißionar fort, beten den Teufel an, der ihnen, von Zeit zu Zeit, in Gestalt eines grossen Vogels erscheint.“

Die Guaycarus haben mehr als einmal versucht, sich Meister von Santafé zu machen.

Sie geben niemals Quartier. Wer in ihre Hände fällt, verliert den Kopf, dem sie das Haar mit der Haut abziehen, und diese als ein Siegeszeichen bewahren. Sie gehn ganz nackend, und malen den Leib mit verschiedenen Farben, nur das Gesicht nicht. Sie zieren ihr Haupt, mit einem Kranz von Federn. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeil, Lanze, und ein Wurfspieß, der an beyden Enden spitzig zugeht, und vier bis fünf Ellen lang ist. Sie wissen ihn mit einer solchen Gewalt zu werfen, daß sie einen Menschen durch und durch bohren. Sie befestigen diesen Wurfspieß am Faustgelenk, um ihn nach dem Wurf wieder zurückziehn zu können. Diese Barbaren sind nicht tapfer; nur aus Hinterhalten greifen sie ihre Feinde an. Vor dem Angriff brechen sie plötzlich in ein so fürchterliches Geheul aus, daß auch der beherzteste den Muth verliert. Sie fürchten sich sehr vor dem Feuergewehr, und sobald einer von ihnen fällt, ergreifen alle die Flucht. Aber es ist selbst für die besten Schützen schwer, sie zu fassen. Denn sie bleiben nicht einen Augenblick in einerley Stellung auf ihrem Pferde. Bald liegen sie auf dem Rücken, bald auf der Seite, bald unter dem Bauch. Den Zaum befestigen sie an dem grossen Fußzähen, und ihre Peitsche die aus vier oder fünf gedrehten, ledernen Riemen besteht, macht auch das schlechteste Pferd zum

Läufer. Wenn sie sich zu scharf verfolgt sehn, so vertiefen sie sich entweder in die Wälder, wo sie am dicksten sind, oder sie lassen Pferd und Waffen in Stich, und springen in den ersten Fluß, wo sie wie Fische schwimmen. Ihre Haut wird endlich so hart, daß sie fühllos durch die stacheligsten Dorngebüsche, rennen können.

Der Pater Ignaz Chomé, der sich 1730 nach der Mißion der Chiquitos unter einer guten Bedeckung, begab, wurde sehr oft von diesen Barbaren beunruhigt. Seine kleine Reisegeschichte ist sehr unterhaltend. „Die Art sagt er, wie man in diesen weitläuftigen Wüsten reiset, ist ziemlich sonderbar. Man setzt sich auf ein bedecktes Fuhrwerk, wo man sein Bette und seine Lebensmittel bey sich hat. Sogar das Holz muß man mit sich führen, wenn man nicht durch Wälder kommt. An Wasser gebricht es selten, denn man trift sehr viele Bäche und Flüsse an; aber eben diese Bäche und Flüsse, die sehr reissend sind, zumal wenn es geregnet, machen diese bedeckten Wägen, zu einem sehr unbequemen Geschleppe. Ich kam zu 8 bis 9 Flüssen, und zu einigen zwanzig Bächen, über die ich setzen mußte. Die Art, wie dieses geschieht, wird gewiß ihr Erstaunen reitzen, denn sie werden sich doch nicht etwa einbilden, daß man hier Brücken wie in Europa hat? Sobald man an ein Wasser kommt, werden die Wägen abgepacket, und

den Pferden an die Schweife gebunden, die sie so schwimmend hinüberziehn. Oft reißt der Strom Pferd und Wagen mit fort, und sie verschwinden in einem Augenblicke. Das Gepäcke, und die Reisenden die nicht schwimmen können, fahren in kleinen Kähnen über, die man Pelota nennt. Sie bestehn aus einer, recht dürren, Ochsenhaut, die an den vier Seiten, in Form eines Kahns, aufgestülpt wird. Wer darinn sitzt, muß sich wohl in Acht nehmen, die geringste Bewegung zu machen, wenn er nicht augenblicklich im Wasser liegen will. So paßirte ich den berühmten Fluß Corrientes."

„Noch mehr Gefahr leidet man von den Charuas. Sie geben sich zwar für Freunde der Spanier aus, im Grund aber sind es wahre Strassenräuber. Sie töden euch nicht, wenn ihr ihnen gebt, was sie verlangen, aber bey der geringsten Weigerung, ist es um euer Leben geschehn. Sie sind nackt und mit Lanzen und Pfeilen bewaffnet. Wenn sie mit euch reden, verzerren sie ihr Gesicht und ihren ganzen Körper, auf das lächerlichste und entsetzlichste, und das soll, nach ihrer Meinung, ein Beweis seyn, daß sie sich nicht fürchten, und Leute von Entschlossenheit sind. Zehn Meilen von Santa-fe, stieß ich auf einen Trupp dieser Barbaren. Diese aber waren gesitteter und leutseliger, als die von ihrer Nation,

die

die in den Wäldern leben, weil sie sich in Gegenden aufhielten, die von Spaniern bewohnt werden. Es war ein junger Mensch von 14 oder 15 Jahren darunter, dem ich aufs freundschaftlichste zuredete, und ihn gern diesen Wilden aus den Händen gerissen hätte, aber ich konnte nichts bey ihm ausrichten. Sie haben keinen bestimmten Aufenthalt. Ihre Häuser sind von Matten gemacht. Wenn es ihnen nicht mehr an einem Orte gefällt, so packen sie auf, und ziehen weiter. Von Santa-fe sezte ich meine Reise zu Pferde, in Begleitung von drey Indianer, drey Mulatten, verschiedenen Pferden, und vier Mauleseln, fort. Ich führte mein Crucifix, mein Breviarium, ein wenig Brod und Zwieback, und das Fleisch von einer ganzen Kuh bey mir, das in lange, an der Sonne getrocknete, Streifen zerschnitten war. Zu diesem Vorrath kam noch mein Bette und ein kleines Zelt."

„Wenn man zehn Meilen über Santa-fe hinaus ist, so trift man eine ungeheure waldige Wüste an, und durch diese Wüste muß man, um nach Santa-Lucia, dem nächsten christlichen Dorfe, zu kommen, das auf 100 Meilen entfernt liegt. Die Wälder sind mit Tygern und Schlangen angefüllt, und man darf sich von seiner Gesellschaft nicht einen Pistolenschuß weit entfernen,

ohne die größte Gefahr zu laufen. Meine Gefährten zündeten des Nachts grosse Feuer an, und lagerten sich rings um meinem Zelte. Es ist eine Gewohnheit der Charuas sich in ihre Hütten von Matten zu begeben, sobald die Sonne untergegangen ist; sie pflegen sie dann nie des Nachts zu verlassen; selbst wenn sie das Geräusch von Vorbeyreisenden in der Nähe hören sollten. Diese Gewohnheit erleichterte es uns sehr, ihnen auszuweichen. Den Mittag brachten wir gemeiniglich in einem schattigen Winkel des Waldes zu, wo wir uns aber desto mehr vor den Schlangen und Tygern in Acht nehmen mußten; eine Stunde vor Sonnenuntergang stiegen wir wieder zu Pferde, und den andern Morgen hatten wir schon einen Vorsprung von 10 bis 12 Meilen vor den Charuas voraus. Nun versuchten wir zwar, drey oder vier Stunden zu schlummern, aber aus Furcht, daß es diesen Barbaren einfallen mögte, unsrer Spur nachzujagen, brachen wir wieder auf, und sezten unsren Weg bis in die Nacht fort. So erreichten wir in dreyzehn Tagen die Stadt Las Corrientes. Wir hätten den Weg in zehn Tagen zurücklegen können, wenn wir bessere Pferde gehabt hätten; aber in diesen Ländern hängt überhaupt die Einrichtung der Marschrute nicht von der Willkühr des Reisenden ab. Er muß seine Tagreisen nach dem Wasser abmessen, und

sie lang oder kurz machen, je nachdem er welches in der Ferne oder in der Nähe antrift."

„Was mich am meisten auf dieser Reise angriff, war die unerträgliche Hitze; einmal konnten wir uns auf keine andre Art vor ihr retten, als daß wir uns in dem dunkelsten Dickicht des Waldes verbargen. Es war ein reizendes Plätzchen; überall umdufteten uns die herrlichsten Schasminen; aber das war ein Duft, der alle Wohlgerüche von Europa übertraf. Zu der unausstehlichen Sonnenhitze kam noch, daß die Wilden die Wälder in Brand gesteckt hatten, um die Tyger herauszutreiben, von deren Fleisch sie sich nähren. Manchmal hatten wir das Feuer zur Linken, und der Boden rauchte noch unter unsern Füssen. Ein andermal mußten wir uns plötzlich wenden, um nicht von den Flammen abgeschnitten zu werden. Dies geschah als das Feuer die andre Seite eines ziemlich breiten Bachs ergriff, wo wir uns ganz sicher glaubten. Wir retteten uns noch über Hals über Kopf; aber da uns der Wind ins Gesicht ging, so war es als wenn wir vor einem glühenden Backofen stünden."

12.

Fortsetzung der Mißionen von Paraguay — Chiruganos — Chiquitos — Manacicas — Verzeichniß der benachbarten Völker — Gemälde der Arbeiten der Missionare — Abentheuer mit Disciplinen – Schluß-Anmerkung über die Mißionen von Paraguay.

Bey den Chiruganos, einem andern Volk dieser Gegenden, blieben alle Bemühungen fruchtlos, welche sich die Mißionarien um ihre Bekehrung gaben. Einer dieser Wilden sagte zu einem Missionar: „Du giebst dir vergebne Mühe; die Indianer, (indem er seine Hand zumachte) haben das Herz verschlossen wie diese Faust.“ — „Du betrügst dich, antwortete der Mißionar, und sagst noch nicht genug; ihr Herz ist härter als Stein.“ — „Nicht mehr und nicht weniger, erwiederte der Indianer, aber sie sind zugleich verschlagner und klüger als du denkst. Der feinste Kopf wird von ihnen überlistet, wenn er nicht auf seiner Hut ist.“ — In der That sind sie von Natur lustig, voll Feuer, aufgelegt zum Scherz, und ihren Bonmots mangelts nicht an Salz. Wenn sie Widerstand finden, so werden sie feig; merken sie aber, daß man sie fürchtet, so treiben sie die Insolenz bis zum äussersten Grad. Ihre Dörfer sind alle im Krayß angelegt. Der öffentliche Platz ist der Mittelpunkt. Sie betrinken sich gern

in einem starken Getränke, das ihre Weiber verfertigen. Im Hause gehn sie gemeiniglich nackend; sie haben Beinkleider von Leder, aber gewöhnlich tragen sie solche nicht an dem Theil der für dieses Kleidungsstück bestimmt ist, sondern unterm Arm. Auf der Reise pflegen sie einen ledernen Wams anzuziehn, um sich vor den Dornen der Wälder zu schützen. Ihre Weiber bedecken sich blos mit einigen alten Lumpen, die ihnen vom Gürtel bis auf die Knie hängen. Sie tragen die Haare lang und gekämmt. Auf dem Kopf machen sie sich eine Art Krone daraus, die ihnen gut steht. Das Gesicht malen sie feuerroth, und so auch bey Festen den übrigen Leib. Die Mannspersonen begnügen sich bloß an einigen rothen Streifen übers Gesicht, wozu noch ein paar grosse, schwarze Striche kommen. Wenn sie auf diese Art gemalt sind, so haben Manns- und Frauenspersonen ein fürchterliches Ansehn. Die erstern durchbohren sich die Unterlippe, und hängen daran einen kleinen Cylinder von Silber, Zinn, oder durchsichtigem Harz. Dieses Stück des Putzes, heißt Tambeta.

Jungen und Mädchen gehn bis ins 12te Jahr nackt. Dies ist ein Gebrauch, der durch ganz Süd-Amerika bey den Wilden eingeführt ist. Ihre Waffen bestehn in Bogen, Pfeil und Lanze. Die Weiber stehen an Verschlagenheit den

Männern nicht nach. Bey aller der Zügellosigkeit und Ungebundenheit aber, in der sie leben, geben ihnen doch die Mißionarien das Zeugniß, daß sie nie eine Mannspersonen sich irgend einer Unanständigkeit gegen das andre Geschlecht schuldig machen sahn, oder den geringsten zweydeutigen Ausdruck aus ihrem Munde hörten. Ihre Ehen haben keine Dauer. Ein Mann verläßt seine Frau wenn es ihm gut dünkt; daher kommt es, daß sie fast in allen Dörfern Kinder haben. In dem einen Dorf verheyrathen sie sich auf zwey Jahr, und verlassen es dann, um sich in einem andern, eine zweyte Frau zu nehmen. Es bedarf dabey keiner grossen Feyerlichkeiten. Wenn ein Indianer ein Mädchen zur Frau nehmen will, so sucht er sich bey ihr einzuschmeicheln, indem er sie einige Zeit mit der Ausbeute seiner Jagd und seiner Aecker regalirt. Hierauf steckt er ein Holzbündel an ihre Thüre; nimmt sie es weg, und legt es in ihre Hütte, so ist die Heyrath richtig. Läßt sie es aber an der Thüre, so muß er sich den Korb gefallen lassen, und für eine andre jagen.

Ein oder zwey der Aeltesten im Dorf sind ihre Aerzte. Alle ihre Kunst schränkt sich auf's Anblasen des Kranken ein, „um, die Krankheit wegzublasen." Hat ein Mädchen gewisse Jahre erreicht, so zwingt man sie, in ihrer Hangmatte zu bleiben, die man, ganz zu oberst, am Dach

der Hütte, aufhängt; den zweyten Monat läßt man die Hangmatte bis in die Mitte herunter, und dem dritten Monat begeben sich alle alte Weiber, mit Prügeln bewafnet, in die Hütte. Sie durchstänkern alle Winkel, schlagen auf alles was ihnen vorkommt, und verfolgen, wie sie sagen, die Schlange, die das Mädchen gestochen hat; bis endlich eine von ihnen dem Spiel ein Ende macht, und ausruft, daß sie die Schlange getödet habe. Wenn eine Frau niederkommt, so muß der Mann drey oder vier Tage lang, ein so strenges Fasten beobachten, daß ihm nicht einmal erlaubt ist, zu trinken. „Ein dienstwilliger Indianer, sagt der Pater Burges, der mir an meiner Hütte bauen half, blieb zwey Tage aus, und als ich ihn dem dritten begegnete, fand ich ihn ganz mager und abgefallen. „Warum siehst du so elend aus, fragte ich ihn, und warum hilfst du mir nicht, wie gewöhnlich?" — „Ich faste!" war seine Antwort. Diese Antwort machte mich verwundert, ich wurde es aber noch mehr, als ich mich nach der Ursache erkundigte, und erfuhr, daß sich sein Fasten bloß auf die Wochen seiner Frau gründe. Ich malte ihm hierauf das Lächerliche dieser Gewohnheit so lebhaft ab, daß er selbst davon überzeugt wurde, und auf der Stelle nach Hause lief, seinen Hunger zu stillen.

Wenn einer aus der Familie stirbt, so thun sie den Toden in einen irrdenen Topf, welcher der Grösse der Leiche angemessen ist, und begraben ihn in seiner Hütte. Daher sieht man um jede Hütte, so viele Hügel, als Leichen-Töpfe hier eingescharrt sind.

Die Weiber beweinen den Toden dreymal des Tags, des Morgens, Mittags und Abends. Diese Ceremonie dauret viele Monate, und so lange, als es ihnen behagt. Auch nehmen diese Trauer-Bezeugungen schon mit dem Augenblicke ihren Anfang, wo sie die Krankheit für gefährlich halten. Drey oder vier Weiber umgeben dann die Hangmatte des Kranken, unter gräßlichem Schreyen und Heulen, und fahren damit oft vierzehn Tage und länger, ununterbrochen fort. Der Kranke wird lieber dumm und taub davon, als daß er dieser beschwerlichen Art beweint zu werden, entsagen sollte; denn die Unterlassung dieser Ceremonie, würde ein untrügliches Merkmal seyn, daß er nicht geliebt ward. Sie glauben eine Unsterblichkeit der Seele; sie bilden sich ein, daß die Seele, wenn sie den Körper verlassen hat, in den Gebüschen und Wäldern irre gehe, die ihre Wohnplätze umgeben; sie suchen sie daher sorgfältig viele Morgen lang, bis sie es endlich überdrüßig werden, so oft vergebens zu suchen, und sich nicht mehr um sie bekümmern. Sie scheinen auch ei-

nige Begriffe von der Seelenwandrung zu haben; eine Indianerin, die ihre Tochter, in einen benachbarten Dorfe gelassen hatte, und sich mit einem Mißionar unterredete, erschrack, als sie einen Fuchs vorbeylaufen sah: „Wenn das die Seele meiner Tochter wäre, rief sie, die vielleicht gestorben ist!" Der Gesang gewisser Vögel dünkt ihnen von böser Vorbedeutung; vorzüglich gehört der Chochos darunter, der aschgrau und nicht viel grösser als ein Sperling ist. Wenn sie eine Reise antreten, und ihn singen hören, so kehren sie sogleich um. „Ich erinnere mich, sagt der Pater, daß ich mit den Häuptern dreyer Dörfer, und einer Menge Indianer, im Gespräch begriffen war, als einer von diesen Chochos in dem benachbarten Holze zu singen anfing; sogleich verstummte die ganze erschrockene Versammlung, und die Unterredung hatte ein Ende."

Besonders ist es, daß die Zauberer und Hexenmeister, die bey andern Wilden in so grossem Ansehn stehn, von der Nation der Chiriguanos so sehr verabscheut werden, daß ein Mißionar zu Caysa, vier Indianer von Sinanditi lebendig verbrennen sah, weil man sie in Verdacht hatte, daß sie den Sohn eines Oberhaupts zu Tode gezaubert hätten. Wenn eine Krankheit sich in die Länge zieht, und die Anblaser sie nicht heilen können,

so fällt der einmüthige Schluß dahin aus, „daß der Kranke behext sey!"

Das Land der Chiquitos begreift ohngefehr 100 Meilen von Norden nach Süden; es liegt zwischen dem 16ten Grad südlicher Breite, und dem Wende-Zirkel des Steinbocks. Der Boden ist bergig, und reich an Honig. Man findet darin Hirsche, Büffel, Tyger, Löwen, Bären ꝛc. der Regen und die Bäche, bilden *) grosse Seen oder Lachen, worinn es Krokodille und gewisse Fisch-Arten giebt. In der Regenzeit ist das ganze Land überschwemmt, und alle Communication zwischen den Wohnplätzen aufgehoben. Da das flache Land im Winter nichts gutes trägt, so bebauen die Indianer die Hügel, und halten gemeiniglich eine gute Erndte an Mais, Yuca-Wurzeln, Maniok, Pataten, Gemüsen, und andern Früchten. Die Unbeständigkeit der Witterung, und die grosse Hitze verursachen häufiges Sterben, und oft die Pest. Ihre ganze Arzeneywissenschaft, schränkt sich bey jeder Krankheit nur auf zwey Arten der Behandlung ein. Die erste besteht darin, sich den kranken Theil von gewissen Leuten saugen zu lassen, welche die Spanier deswegen Chupadores genannt haben. Es ist dies ein Amt der Caziken, oder

*) In ihrem Lande entspringt der Fluß Paraguay, über dessen Ursprung man so lange uneinig war. Bey der Schlichtung der neuern Gränzstreitigkeiten zwischen den Spaniern und Portugiesen, wurde dieses entdeckt. R.

der Vornehmsten der Nation, deren Ansehn bey diesen Völkern dadurch noch höher steigt. Ein solcher Arzt pflegt verschiedene Fragen an den Kranken zu thun. „Wo fühlst du den Schmerz? — Wo bist du unmittelbar vor deiner Krankheit gewesen? — Hast du keinen Chica beschüttet? (ein berauschendes Getränke, das sie sehr schätzen) Hast du ein Stück Hirsch- oder Schildkröten-Fleisch weggeworfen? — bejaht der Kranke eine von diesen Fragen, so schreyt der Arzt: „Das ist es eben was dich tödet; die Seele des Hirsches oder der Schildkröte, ist in deinen Leib gefahren, um sich für die angethanene Beleidigung zu rächen." Hierauf saugt er an dem kranken Theil, und speyt nach einiger Zeit eine schwarze Materie aus: „dies ist das Gift, sagt er, das ich aus deinem Körper gezogen habe."

Das zweyte Genesungs-Verfahren, stimmt vollkommen mit der Wildheit ihrer Sitten. Sie töden die Weiber, denen sie die Ursache ihres Uebels zuschreiben, und glauben sich von dem Tod durch dieses Opfer, das sie bringen, loszukaufen. Ihre Verstandskräfte erstrecken sich nicht weiter als auf das Sinnliche; daher schreiben sie alle ihre Krankheiten äusserlichen Ursachen zu, und haben keinen Begriff von innern. Ihr Wuchs ist meistens schön und groß, und ihr Gesicht etwas länglich. Vom zwanzigsten Jahre an, lassen sie

ihre Haare wachsen. Sie gehn ganz nackend, aber über ihre Schulter hängt nachläßig ein Bündel Affen-Schwänze und Vogelfedern, als redende Beweise von ihrer Geschicklichkeit im Bogenschiessen. Sie durchbohren sich die Ohren und die Unterlefze, und behängen die leztere mit einem Stück Zinn, wie die Chiruganos. Sie tragen auch Hüte von Federn, die, wegen der Verschiedenheit der Farben, einen sehr angenehmen Blick geben. Nur die Caziken haben Brustläze, die Weiber aber eine Art Schürze, die sie Typoy nennen.

In ihren Versammlungen folgen sie den Meinungen der Aeltesten und der Caziken; das ist aber auch die einzige Art von Polizey und Regierungsform, die man bey ihnen wahrnimmt. Die Würde der Caziken erbt nicht auf ihre Kinder fort, sondern sie müssen sie durch Verdienst und Tapferkeit erwerben. Für tapfere Leute werden sie gehalten, wenn sie ihren Feind, verwundet, getödet, oder gefangen haben. Oft wissen sie keine andre Ursache zum Krieg vorzuschützen, als die Lust sich zu schlagen. Uebrigens begegnen sie ihren Gefangenen gut, und verheyrathen sie oft mit ihren Töchtern.

Die Vielweiberey ist dem gemeinen Volk nicht erlaubt, aber ein Cazike darf zwey bis drey Weiber haben, weil seine Würde ihn nöthigt das Volk oft mit Chica zu bewirthen; ein Getränke das

die Weiber aus Mais, Manioc, und andern Früchten bereiten, und wo eine Frau also zu diesem Geschäfte nicht hinreichend seyn würde. Sie bekümmern sich nicht um die Erziehung ihrer Kinder, und flössen ihnen keine Ehrfurcht für ihre Eltern ein. So sich selbst überlassen, folgen sie bloß ihrem eigenen Willen, und gewöhnen sich früh an eine gänzliche Unabhängigkeit.

Ihre Hütten sind von Stroh und wie ein Backofen gestaltet. Die Thüre ist so klein und niedrig, daß sie nicht anders als auf dem Bauch hineinkriechen können. Deswegen nennen sie die Spanier Chiquitos. *) Allein sie verfertigen diese Thüren so klein, um sich vor den Moskiten zu schützen, die hier zu Lande eine grosse Plage in der Regenzeit sind. Doch haben sie auch grosse, von Baumästen erbaute, Häuser, wo die Jünglinge sich aufzuhalten pflegen, die ihr vierzehntes oder funfzehntes Jahr erreicht haben, denn alsdenn dürfen sie nicht länger in der väterlichen Hütte wohnen. In eben diesen Häusern empfangen sie auch ihre Gäste, und bewirthen sie mit Chica. Dergleichen Feste, die gewöhnlich drey Tage und drey Nächte dauern, werden mit Trinken, Essen und Tanzen zugebracht. Jeder sucht es dem andern in Chica-Trinken zuvorzuthun,

*) Chiquito, ist das Diminutivum von Chico, klein, niedrig. R.

welches oft so weit geht, daß sie nicht von ihren Sinnen wissen, und Händel anfangen, die sich gemeiniglich mit Mord und Todschlag endigen.

Den Tag pflegen sie folgendergestalt zuzubringen. Des Morgens mit Aufgang der Sonne, frühstücken sie, dann spielen sie auf der Flöte, bis der Thau vorüber ist, den sie der Gesundheit für sehr nachtheilig halten. Wenn die Sonne ein wenig hoch steht, bearbeiten sie ihr Land mit Karsten von einem harten Holz. Dann kehren sie nach Hause, um zu Mittag zu speisen; des Abends gehn sie spatzieren, besuchen sich einander, und schmausen. Was das Haus vermag, wird unter die Anwesenden vertheilt. Da die Weiber Feindinnen vom Arbeiten sind, so bringen sie fast ihre ganze Zeit mit Plaudern und Besuchen hin. Ihre Geschäfte sind, Wasser und Holz zu hohlen, den Mais oder die Yuca zu kochen, und ihr Typoy oder die Brustlätze und Hangmatten für ihre Männer zu spinnen; denn sie selbst, schlafen auf der Erde, die sie mit einem blossen Teppich von Palmblättern bedecken, oder ruhen auf einer, Hürde, aus ziemlich ungleichen Stöcken oder Knitteln verfertigt. Die Abendmahlzeit halten sie bey Untergang der Sonne, und dann legen sie sich schlafen, nur die Jugend und die Unverheuratheten nicht. Diese versammeln sich unter Bäumen, und tanzen vor allen Hütten des Dorfs. Ihr Tanz

hat was eigenes. Sie schliessen einen grossen Krayß, in dessen Mitte zwey Indianer auf einer langen Flöte spielen, die nur ein Loch hat, und folglich nur zwey Töne von sich giebt. Die Indianerinnen schliessen ebenfalls einen Krayß hinter den jungen Mannspersonen; und sie begeben sich nicht ehe zur Ruhe, bis sie mit diesem Vergnügen zwey bis drey Stunden in die Nacht angehalten haben. Die Zeit zum Fischen und Jagen folgt auf die Mais-Erndte. Nach der Regenzeit, die vom Novembermonat bis im May dauret, theilen sie sich in verschiedene Haufen, und jagen auf den Bergen, bis in August, wo ihre Bestell-Zeit angeht.

Sie haben keine Kenntnisse von Gott oder einem zukünftigen Leben; sie setzen alle ihre Glückseligkeit in den Genuß des Gegenwärtigen. Deswegen sind sie den Zauberern und Hexenmeistern todfeind, und ein Chiquito braucht nur im Schlaf geträumt zu haben, daß sein Nachbar ein Zauberer ist, um ihm von dem Augenblick an nach dem Leben zu stehn. Sie sind sehr abergläubisch, und beobachten den Gesang der Vögel mit einer skrupulösen Aufmerksamkeit. Sie prophezeyn sich alles Gutes und Böses daraus, das ihnen bevorsteht. Es ist nicht das erstemal daß sie darin ein Anzeichen von einem spanischen Einfall gefunden haben, der sie bedrohe; und ein solches spa-

nisches Schrecken ist hinreichend sie alle in die Gebirge zu verscheuchen. Dann trennen sich die Kinder von den Vätern, und die Väter von den Kindern, die nicht mehr als Kinder, sondern als Fremde behandelt werden, die ihnen nichts angehn. Ein Vater wird seinen Sohn für ein Messer oder Beil vertauschen. Und eben diese Widerspenstigkeit gegen die ersten Bande der Natur, machte es den Mißionarien so schwer, sie in Dörfer zu versammeln.

Die schwerste unter allen Sprachen dieser wilden Völker ist die Sprache der Chiquitos: „Ich arbeite an einem Wörterbuche ihrer Sprache, schreibt ein Mißionar, und ohngeachtet ich schon fünf und zwanzig Hefte vollgeschrieben habe, so bin ich doch erst bis zum Buchstaben C gekommen. Alle ihre Verba sind irregular, und die Conjugationen abweichend. Wenn man ein Verbum zu conjungiren weiß, so ist man deswegen mit den übrigen nicht besser daran. Was soll ich Ihnen vollends von ihrer Aussprache sagen? Die Worte fahren ihnen zu vier und vier aus dem Munde, und man hat alle mögliche Mühe zu verstehn, was sie so schlecht aussprechen. Selbst die andern Indianer können diese Sprache nicht reden, wenn sie solche nicht in ihrer Jugend gelernt haben. Ja alle Mißionare ver-

versichern, daß sich diese Völker oft selbst nicht unter einander verstehn."

Die zahlreiche Nation der Manacicas bevölkert eine Menge Dörfer, die in grossen Wäldern liegen, die so dick sind, daß man kaum die Sonne gewahr wird; diese Wälder erstrecken sich von Osten nach Westen, und stossen an ungeheure Einöden, die den grösten Theil des Jahres überschwemmt sind. Man findet hier eine Menge wilder Thiere, worunter sich eins von besonderer Art befindet, das man Famacosio nennt. Dieses Thier gleicht dem Kopf nach einem Tyger, und dem Leib nach einem Hund, nur daß es keinen Schwanz hat. Es ist das wildeste von allen, und so schnell im Laufe, daß man seinen Klauen schwerlich entrinnen kann. Wenn man auf einem Baum klettert, um sich vor seiner Wuth zu retten, so thut es einen gewissen Schrey, und sogleich erscheinen mehrere seines Gleichen, die ihm den Baum umwühlen helfen, bis er niederstürzt. Die Indianer haben ein Mittel gefunden, diese Thiere ohne Gefahr zu vertilgen. Einige versammeln sich, und machen eine starke Umpfählung, worein sie sich verschliessen. Hierauf fangen sie aus Leibeskräften an zu schreyen, bis diese Thiere von allen Seiten herbeygelaufen kommen. Unterdessen daß sie arbeiten, die Pfähle der Verpallisadirung umzu-

graben, töden die Indianer sie mit Pfeilschüssen. Diese Indianer sind Olivenfarbig, und übrigens gut gewachsen. Zuweilen leiden sie von einer besondern Krankheit, die, eine Art von Aussatz zu seyn scheint, und ihren ganzen Leib wie mit Fisch-Schuppen überzieht: doch empfinden sie dabey weder Schmerz noch Eckel.

Die Anlage ihrer Dörfer ist nicht ohne Kunst. Man findet grosse Strassen, öffentliche Plätze, und drey oder vier grosse Häuser darin, die in Säle und in eine Folge von Zimmern abgetheilt sind, wo der vornehmste Cazike und die Häupter wohnen. Eben diese Häuser dienen auch zu Tempeln, und zu öffentlichen Versammlungen und Gelagen. Die Wohnungen der Privatpersonen sind nach einer, ihnen ganz eigenen, Bauart gebaut. Und doch besteht ihr Werkzeug bloß in steinern Aexten, womit sie das Holz fällen und behauen. Die Weiber verfertigen Zeuge und Wirthschafts-Geräthe. Sie bedienen sich zu den Leztern einer Erde, deren Zubereitung eine geraume Zeit vorher geschehn muß. Die Gefässe von dieser Erde, sind so schön und sauber gearbeitet, daß man sie, nach dem Klang, für metallene, halten sollte. Ihre Dörfer liegen nicht weit von einander entfernt, und dieses veranlasset häufige, wechselseitige Besuche und Schmause, wo sie sich wie die Chiquitos betrinken. Sie machten mit diesen vor Zeiten nur eine

Nation aus, bis sie durch allerhand Unruhen und Fehden getrennt wurden, und durch die Folge der Zeit so gar die Aehnlichkeit der Sprache verlohren haben. Dagegen verfielen sie in die Abgötterey, welche die Chiquitos nicht kennen, und nahmen den grausamen Gebrauch an, Menschenfleisch zu essen.

Nach dem National-Ceremoniel gebührt bey ihren Versammlungen die erste Ehrenstelle dem Caziken, die zweyte den Mapono oder Götzen-Priestern, die dritte den Aerzten, und die folgende den Hauptleuten, und dem übrigen Adel.

Jedes Dorf gehorcht seinem Caziken auf das pünktlichste. Es baut seine Häuser, bestellt seine Aecker, und versorgt seine Tafel mit dem besten was das Land vermag. Der Cazike bestraft auch die Verbrecher. Die Weiber sind verbunden der vornehmsten Frau des Caziken, (denn er kann deren so viele nehmen als er will) eben den Gehorsam zu leisten. Er giebt ihnen die Erlaubniß zum Fischen oder Jagen, und erhält den Zehnten von der Ausbeute. Das Regiment ist erblich. Der älteste Sohn des Caziken wird bey guter Zeit zu seiner künftigen Würde, durch das Ansehn vorbereitet, das man ihm über die ganze übrige Jugend einräumt; dies sind gleichsam seine Lehrlingsjahre in der Kunst zu herrschen. Wenn er ein reiferes, und der Verwaltung der Geschäfte ge-

wachsseners Alter erreicht hat, so legt sein Vater die Regierung nieder, und übergiebt sie ihm mit vielen Feyerlichkeiten. Aber diese freywillige Entsagung vermindert nicht die Liebe und Ehrfurcht gegen den alten Caziken. Wenn er stirbt, so wird er sehr feyerlich, und unter Beobachtung einer Menge abergläubischer Gebräuche, zur Erde bestattet, und seine Leiche, wird in einem unterirrdischen, wohl ausgemauerten Gewölbe beygesetzt, damit sie nicht so bald von der Feuchtigkeit leide.

Man könnte das Land der Mannanicas mit der Gestalt einer Pyramide vergleichen, die sich von Mittag nach Norden erstreckt, und deren Spitze von diesen Indianern bewohnet wird. In der Mitte wohnen andre Völker, die wohl nach ihren Sprachen, aber nicht nach ihrer barbarischen Lebensart verschieden sind. Am Fuß der Pyramide sind gegen Osten die Quimonocas, und gegen Westen die Tapacuras. Die nördliche Seite, wenn man jenseits die Puigocas, und Paunacas läßt, wird von den Flüssen Potaquißimo und Zununaca umgeben. Die ersten Dörfer gen Osten sind die Dörfer der Eirinucas, Muposicas, Zibacas, Jurocarecas, Quiviquicas, Cozocas, Subarecas, Ibocicas, Ozonimaaca, Tunumaaca, Jouca, Quitesuca, Osaaca, Matzupinica, Totaica, Quinomeca. Gen Westen finden sich die Dörfer Zunaaca, Quitemuca, Ovizibica,

Veruca, Obariqua, Obobococa, Monocaraca, Quizemaaca, Simomuca, Piquica, Otuquimaaca, Oiutuuca, Bararoca, Quimamaca, Cuzica, Pichazica, und mehrere, die noch unbekannt sind. Nimmt man nun seinen Weg nach der Spitze der Pyramide, gegen Norden, so stößt man auf die Quimiticas, Bovituzaica, Sepeseca, Otaroso, Tobaizica, Munaizica, Zaruraca, Obisisioca, Baquica, Obobizooca, Sosiaca, Otenememo, Otigoca, Baranzipanoca, Zizooca, Tobazica. Die Zibacas die nicht weit davon entfernt wohnen, sind bis jezt noch von den Einfällen der Mamelus verschont geblieben, die das ganze übrige Land verheert haben, das sich bis zum Fluß Paraguay erstreckt. Zwischen Morgen und Mitternacht, hinter den Zibacas und viele Meilen weiter, wohnen die Parabacas, Quiziacas, Naqnicas und *) Mapasinas. Diesen Völkern gegen über, leben die Mochozuus und Picozas. Sie gehn nackt; nur die Weiber haben ein Band am Halse hangen, wor-

*) Ich wünschte daß ein Werk wie die Lettres édifiantes et curieuses nicht durch ein solches Mährchen verunstaltet würde, als die Anmerkung ist, welche ein Mißionar bey dieser Nation, im Ton der Reisebeschreibungen des 13. Jahrhunderts einschaltet. „Dieses Volk ist tapfer, aber zum Theil durch eine Art „Vögel vertilgt worden, die Peresiucas heissen, „unter der Erde sich aufhalten, nicht grösser als Sper„linge, aber so dreiste und stark sind, daß sie, wenn „sie einen Indianer antreffen, über ihn herfallen, „und ihn töden.“ R.

an sie ihre Kinder befestigen. Die Tapacuras gehn ebenfalls nackt, und fressen Menschenfleisch. Nahe dabey sind die Bures, Oyures, Sepes, Corababas, Payzinones, Toros, Omunaizis, Canamasi, Comano, Penoquis, Jovatabes, Zutimus, Oyurica, Sibu, Otezeo, Baraisi, Mochosi, Tesu, Pochaquiunape, Mayeo, Jobarasica, Jasuquichoco, Tepopechosisos, Sosoaca, Zumonococoa &c.

Die Religion der Mannanicas, hat ausserordentlich viel Aehnlichkeit, mit einigen Lehrsätzen der christlichen Kirche. Allein, das Ohngefehr abgerechnet, das hier sein Spiel gehabt haben kann, so liessen sich auch vielleicht noch triftigere Erklärungen davon beybringen, als die Meynung der Mißionarien, „daß Skt. Thomas und seine „Jünger, ihnen vor langen Zeiten den christlichen „Glauben geprediget hätten." Doch ich komme auf ihre Lehrsätze selber, ohne jedoch untersuchen zu wollen, ob sie von den Mißionarien verschönert, oder treulich überliefert worden sind.

Eine Dame von ausserordentlicher Schönheit, sagen diese Indianer, kam, ohne Beyschlaf eines Mannes, mit einem schönen Kind nieder, das, in einem reifern Alter, eine Menge Wunder that, und die ganze Erde mit seinem Ruhm erfüllte. Es heilte Kranke, weckte Toden auf, machte die Blinden sehend, die Lahmen gehend, und ver-

richtete viele andre Wunderwerke, welche menschliche Kräfte übersteigen. Eines Tages erhob es sich, vor einer zahlreichen Versammlung in die Luft, und verwandelte sich in die Sonne, die wir noch jezt sehn; „Wäre die Entfernung nicht zu groß, setzen die Priester oder Mapono's hinzu, so würden wir seine Gesichtszüge deutlich unterscheiden können." Sie nehmen auch eine Dreyfaltigkeit von Haupt-Göttern an, die mehr Macht als die andern Götter besitzen: nehmlich, den Vater, den Sohn, und den Geist. Sie nennen den Vater Omequeturiqui oder Uragozoriso, den Sohn Urusana, und den Geist Urupo. Die Jungfrau, oder Quipoci, ist die Mutter des Urusana, und die Frau des Uragozoriso. Des Vaters Stimme ist laut und deutlich, der Sohn redt durch die Nase, und des Geistes Stimme gleicht dem Donner. Der Vater ist der Gott der Gerechtigkeit, und straft die Bösen; der Sohn, der Geist und die Jungfrau, sind die Mittelspersonen, und Fürsprecher der Sünder.

Ein geräumiger Saal im Pallaste des Caziken, dient zum Tempel der Götter. Ein Theil desselben wird durch einen grossen Vorhang verschlossen, und hier ist das Allerheiligste, wo diese drey Götter, die sie unter dem allgemeinen Namen Tinimaacas begreifen, die Anbetung des Volkes empfangen, und ihre Aussprüche bekannt machen.

Nur der vornehmste Mapono darf in dies Heiligthum treten; den Unter-Priestern, deren es in jedem Dorfe zwey bis drey giebt, ist dieses bey Lebensstrafe verboten. Gemeiniglich pflegen sich diese Götter zur Zeit der öffentlichen National-Versammlungen, in dem Heiligthum einzufinden. Ein Geräusch, wovon das ganze Haus erschüttert, verkündigt ihre Ankunft. Das Volk verläßt alsdenn seine Schmausereyen und Trinkgelage, und ehrt durch lautes Jauchzen die Gegenwart seiner Götter. Sie rufen: Tata equice; „Vater, bist du schon da?" Und eine Stimme antwortet: Panitoques u. s. w. welches so viel heißt: Muthig, Kinder, zecht, schmaußt, und lebt in Freuden. Ihr macht mir eine wahre Freude damit. Ich sorge für euch alle. Ich bin es, der eure Jagden und Fischereyen segnet; alles was ihr habt, ist meine Gabe." Diese Antwort wird in ehrerbietiger Stille angehört, und dann kehren alle zum Tanz und zur Chicha zurück. Auch die Götter dursten und verlangen zu trinken. Dann schmückt man Gefässe mit Blumen, und sucht den Indianer oder die Indianerin aus, die im Dorfe am meisten geehrt werden, um das Getränke zu überbringen. Der Mapono schlägt ein wenig den Vorhang zurück, und nimmt die Gefässe aus ihren Händen, um sie den Göttern vorzusetzen.

Wenn das Volk ganz berauscht ist, und sich, nach der Sitte der Indianer dieser Gegenden, seinem Hang zu Zänkereyen und Thätlichkeiten überläßt, so tritt der Mapono aus dem Heiligthum, und gebietet Stillschweigen. Er sagt, daß er den Göttern ihr Anliegen vorgetragen habe, und daß er Ueberbringer der günstigsten Antworten sey, indem sie ihm eine geseegnete Erndte, reichen Fischzug, glückliche Jagd u. s. w. zugesagt hatten. Ein Indianer, der weniger treuherzig als die andern war, rief bey einer solchen Botschaft aus, „daß die Götter sich den Chicha wohl hätten schmecken lassen, und daß es scheine, daß er sie guter Laune gemacht habe.“ Der Mapono, der diesen Spott hörte, verwandelte sogleich seine glänzenden Versprechungen in so viele Flüche, und drohte ihnen mit Sturm, Pest und Hunger.

Oft befiehlt ihnen der Mapono, im Namen der Götter, die Waffen zu ergreifen, eins der benachbarten Dörfer zu überfallen, und alles in Feuer und Flammen zu setzen. Dies ist die Veranlassung zu unaufhörlichen Kriegen, und macht, daß sie sich einander selbst aufreiben. Ausser den drey Ober-Göttern giebt es noch einige, von einer Unter-Gattung, die sie Isituus, oder „Herrn des Wassers“ nennen. Ihre Verrichtung ist, die Seen und Flüsse fischreich zu machen. Man ruft sie zur Fisch-Zeit an, und räuchert sie mit Tobacks-

rauch. Auch erhalten sie einen Theil von der Beute. Sie glauben daß die Seelen oder Oquipo, unsterblich sind, und nach ihrer Tennung vom Leibe, von den Priestern in den Himmel getragen werden, wo Seeligkeit sonder Ende, sie erwarte. Die Feyerlichkeit des Leichenbegängnisses, richtet sich nach dem Rang des Verstorbenen; der Mapono, dem diese Seele nach ihrer Meinung anvertraut ist, erhält von der Mutter und Frau des Verschiedenen, ein Todenopfer. Er gießt Wasser aus, um die Seele von ihren Flecken zu reinigen, tröstet die betrübte Wittwe und Mutter, und verspricht ihnen von seiner Reise mit der Seele nach dem Himmel, bald gute Zeitung bringen zu können. In der That läßt er sie einige Zeit nach seiner Zurückkunft rufen, nimmt eine aufgeräumte Mine an, und befiehlt ihnen ihre Thränen abzuwischen, und ihr Trauergewand wegzuwerfen, weil der Mann wohlbehalten im Himmel angelangt sey.

Eine solche Reise des Mapono mit der Seele, ist mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft. Er muß über steile Gebirge, durch dicke Wälder, Moräste, Seen, und wasserreiche Thäler wandern, bis er endlich an einen grossen Fluß mit einer hölzernem Brücke gelangt, die Tag und Nacht von einem Gott, Namens Tatusiso bewacht wird, welcher dem Einlaß der Seelen vorsteht, und dem

Mapono den Weg nach dem Himmel weist. Dieser Gott ist von einer sehr häßlichen Gestalt; er hat ein bleiches Gesicht, einen Kahlkopf, und sein ganzer Leib ist mit Geschwüren und Eyter bedeckt, und bloß mit Lumpen behangen. Er kommt niemals in den Tempel, um die Anbetung der Menschen zu empfangen, weil ihm sein Amt keine Zeit dazu läßt. Manchmal hält dieser Gott eine Seele bey ihrem Uebergang auf, sonderlich wenn es die Seele eines jungen Menschen ist, um sie zu reinigen. Ist diese Seele nicht gelehrig und widersezt sich seinem Willen, so wird Tatusiso böse, und wirft sie in den Fluß, sie zu ersäufen. Und dies ist, sagen sie, die Quelle so vieler Unglücksfälle, die sich in der Welt ereignen.

Häufige und anhaltende Regenfluten hatten die ganze Erndte der Jurucares zu Grunde gerichtet. Das Volk war untröstlich, und wendete sich an den Mapono, um die Götter, nach der Ursache eines so grossen Unglücks zu fragen. Der Mapono brachte, nach Verlauf einiger Zeit, die Antwort zurück, daß die Seele eines jungen Menschen, dessen Vater noch lebte, bey ihrem Uebergange sich sehr widerspenstig bezeugt, und dadurch den Tatusiso dergestalt erzörnt habe, daß er sie in den Fluß warf. Der Vater der seinen Sohn zärtlich liebte, und ihn längst im Himmel glaubte, war untröstlich. Allein der Mapono wußte noch Rath bey

dieser allgemeinen Verzweiflung. Er schlug dem Vater vor, ihm einen guten Kahn auszurüsten, und machte sich anheischig, die Seele des Sohnes im Fluß aufzufischen. Der Kahn war bald in Stand, und der Mapono lud ihn auf seine Schultern. Einige Zeit darauf, als der Regen nachgelassen, und der Himmel sich aufgehellt hatte, erschien der Mapono, aber ohne Kahn, und brachte gute Botschaft. Die Freuden ihres Paradieses haben übrigens nicht sehr viel reitzendes. Es wachsen da grosse Bäume, die ein gewisses Gummi geben, wovon sich diese Seelen nähren. Auch findet man Honig, Fische, Affen rc. und einen grossen Adler, von dem sie eine Menge Wunderdinge zu erzählen wissen.

Meine Leser haben oben, bey der Beschreibung des Landes der Mannacicas, einen Beweis von der unendlichen Anzahl der kleinen Nationen, oder vielmehr Familien gesehn, welche diese ungeheuren Landstriche bewohnen. Ich glaube, daß sie mir die Fortsetzung dieses langwierigen Namen-Verzeichnisses, gern erlassen werden, zumahl da dasjenige was die Mißionarien davon aufzeichneten, entweder ähnelnd, oder unbeteudender und im Ganzen nicht so interessant, als die Nachrichten von den Nationen ist, die ich hier zusammengezogen habe. Ich komme nun auf das Gemälde der Gedult, und der Gefahren und Mühseeligkeiten

selbst, deren sich diese Mißionarien bey diesen Völkern mit einem bewundernswürdigen Eyfer unterzogen; daß die Arbeiten ihrer Brüder, in andern Gegenden dieses Welttheils, fast gar nicht dagegen in Anschlag gebracht werden können.

Lassen Sie uns immer meine Leser, mit dem guten Raynal den Jüngern des heil. Ignaz die Gerechtigkeit wiederfahren, daß unter den Verdiensten, deren Ruhm ewig über der Asche ihrer erloschenen Societät schweben wird, gewiß dieser einer der glänzendsten war, 150000 rohe, und in kleinen Ameisenhaufen zerstreute Menschen, ohne Schwerdschlag, bloß durch Liebe und Geduld, wo nicht zu Christen, in dem strengsten Verstande dieses Worts, doch zu gesittetern Völkerschaften umgeschaffen zu haben, statt daß unmenschliche, haabsüchtige Krieger, zwey grosse policirte Reiche in Einöden verwandelten. Ein solcher Bekehrer vertiefte sich in die dicken, unbekannten Wälder, ohne andere Waffen, als sein Brevier in der Linken, und ein grosses Kreuz in der Rechten; ohne andere Unterstützung als sein Vertrauen auf Gott, und was ihm das Ohngefehr an Lebensmitteln darbot. Gemeiniglich wurde er von einigen Neubekehrten begleitet, die ihm zu Dollmetschern dienten, und ihm mit der Axt in der Hand, einen Weg durch die Wälder bahnen halfen. Stieß man auf Seen oder Moräste, so war er der erste der im Wasser

bis am Gürtel, wadete, und sie durch sein Beyspiel zur Nachfolge ermunterte; der erste der die Abgründe hinabstieg; der erste der die steilen Felsen erkletterte, oder in die Höhlen kroch, wo ihn oft statt der Indianer die er suchte, giftige und reissende Thiere erwarteten. Manchen Tag brachte er auf den Gipfeln der höchsten Bäume zu, und lauschte, ob ihm nicht der Schall eines Instruments, oder ein andres Merkmal die Nähe von Wilden verkündigen wollte. Einige Hände voll Mais, einige Wurzeln, und wilde Früchte, die man Motaqui nennt, waren seine ganze Stärkung. Oft mußte er, um seinen Durst zu löschen, den Thau von den Blättern der Bäume lecken. Die Nacht brachte er in einer Hangmatte zu, die an den Aesten aufgehängt wurde. Mit allen diesen Beschwerlichkeiten war nun noch die beständige Gefahr verbunden, von Schlangen, Tygern, und andern wilden Thieren gefressen, oder von den Indianern getödet zu werden, die immer mit Keule und Bogen und Pfeile im Hinterhalt, gegen Unbekannte, sonderlich gegen die weissen Männer liegen, die sich in ihr Land eindrängen wollen, und von deren Grausamkeiten in entlegenen Provinzen, das Gerücht bis zu ihnen erschollen ist. Pee Pemonda ore Camaranda Buenos aires viarupi! riefen einige fliehende Indianer dem Pater Neuman zu: „Wir trauen nicht

„Leuten von einer Nation, die so viele unsers „Gleichen bey Buenos-ayres umgebracht hat!" — Sollte man aber wohl glauben, daß das Amt eines solchen Mißionars, bey allen diesen Unbequemlichkeiten, so viel Reize haben könnte, daß die, welche es einmal verwalteten, sich, im Schooß der Ruhe, danach als nach einem Gute sehnen, dessen Entbehrung ihnen wehe thut? „Mein Freund," sagte zu dem verwunderten Raynal *) ein alter Mißionar, der dreißig Jahre in den Wäldern gelebt hatte, und nun in seiner Heymath der Langeweile unterlag, und nach seinen lieben Wilden verlangte; „mein Freund, Sie wissen nicht, was das sagen will, der König, und fast der Gott einer Menge Menschen zu seyn, die euch die wenige Glückseeligkeit verdanken, die sie geniessen, und deren einzige Beschäftigung ist, euch zu zeigen, wie erkenntlich sie sind. Wenn sie ungeheure Wälder durchstrichen haben, und nun müde und matt, mit einem einzigen Stück Wildprät zurückkehren, für wen glauben Sie, daß sie diese einzige, sauererworbene Beute bestimmten? Für den Vater! denn so nennen sie uns, und in der That sind sie auch unsre Kinder. Unsre Gegenwart stillt ihre Zwistigkeiten. Ein Monarch kann nicht sicherer im Krayß

*) Histoire philosophique de deux Indes. To. Vme Seite 80. der Genfer Ausgabe von 1780. R.

seiner Wachen schlafen, als wir unter unsern Wilden. Wollte Gott, ich könnte mein Leben bey ihnen beschliessen!"

Der Eyfer einiger dieser Neubekehrten für den neuangenommenen Glauben und für seine Gebräuche, gleich an Stärke dem Glauben der ersten Jünger der christlichen Kirche. Oft verleitete er sie auch zu sonderbaren Handlungen. Ein Missionar, der ein Dorf der Bohocas besuchte, fand in einigen Hütten sehr scharfe und stachelige Disciplinen: er fing an zu fürchten, daß hinter diesem Anschein von büssender Strenge, irgend ein Aberglaube verborgen seyn könne, und fragte den Caziken was diese Disciplinen bedeuteten? „Ich will „es dir erklären, erwiederte der Cazike. Die Ba„rillos liessen sich bey uns nieder, und wir ver„wehrten es ihnen nicht. Aber es ist ein hoch„müthiges und aufgeblasenes Volk, das uns mit „Verachtung begegnete, und seinen Spott mit „allen unsern Handlungen trieb. Dieses Betra„gen reitzte unsern Zorn, und wir schwuren seinen „Untergang. In der Nacht überfielen wir sie, „tödeten alles was männlich war, und verschon„ten nur die Weiber. Die Strafe für unsre Sün„de blieb nicht aus; die Pest verwüstete unser „Dorf, und wir erkannten in ihr Gottes züchti„gende Hand. Nun sonnen wir Tag und Nacht,

„wie

„wie wir seinen Zorn wieder besänftigen wollten. „Da erinnerten sich einige unter uns, daß in verschiedenen christlichen Dörfern dieses Werkzeug „der Busse in Gebrauch sey, um die Sünden „wieder gut zu machen. Wir nahmen also unsre Zuflucht dazu, fielen zweymal des Tages „vor dem Kreuz nieder, riefen Gott um Erbarmung an, und geisselten uns mit diesen Disciplinen bis aufs Blut. Gott ließ sich unsre „Reue gefallen, und in wenigen Tagen hörte die „Seuche auf, ohne daß jemand gestorben wäre. „Seitdem ist das Kreuz in noch grösserer Verehrung bey uns als vorher."

Meine Leser dürfen hier keine Erläuterung des politischen Zustandes und der Regierungsform, der ehemaligen Mißionen von Paraguay erwarten. Nur die Folge der Zeit, und vielleicht die Untersuchung der neuen, hier angelegten, spanischen Statthalterschaft, wird diese geben, und das Räthsel aufklären können, welche von den Nachrichten, womit man die Neugier von Europa bisher eingewiegt hat, für übertrieben und Mährchenhaft zu halten sey, oder nicht. In dem neunten Theil der Lettres édifiantes, findet sich ein rechtfertigendes mémoire, aus dem spanischen übersetzt, das die Mißionen von verschiedenen Beschuldigungen reinigt, und gerichtliche

Beweise anführt, welche die Nichtexistenz der vorgeblichen Gold- und Silbergruben erweisen. Die Richter verdammten sogar einen Indianer, der dieses falschen Vorgebens überführt wurde, zu 200 Peitschenhieben. Die Ausfuhr des Krauts von Paraguay, giebt eben dieser Verfasser nur auf 24000 Pfund *) jährlich an. Er leugnet auch, daß der Reichthum und Ausputz der Kirchen so kostbar und unsäglich sey, als man ihn gemacht habe, doch hält er sich weniger bey Widerlegung dieses Punkts auf, und bringt allerley zur Entschuldigung des Kirchenprachts hervor, daß man fast muthmassen sollte, die Beschuldigung sey nicht so ganz ohne Grund gewesen.

Als im Jahr 1768 die Mißionen von Paraguay aus den Händen der Jesuiten genommen wurden, übertrafen sie alle übrige Etablissements der neuen Welt, an Ueberfluß, Sittlichkeit und blühendem Zustand. Man zählte 769350 Stück Hornvieh, 94983 Stück Pferde und Maulthiere, und 221537 Schaafe, viele andre zahme Thierarten ungerechnet. Die Regierung wurde getheilt. Ein Oberhaupt dem drey Lieutenante, oder Unterbefehlshaber zugeordnet wurden, erhielt die Verwaltung der Statthalterschaft. Die geistlichen

*) Raynal rechnet, daß Chili und Peru jährlich 25000 Quintale verbrauchen, die ihnen 2 Millionen Livres zu stehn kommen. R.

Angelegenheiten wurden den Dominikanern, Franziskanern, und den Mönchen vom Orden de la Merci übertragen. Man hat den Madriter Hof bereden wollen, die Guaranis wegzuführen, und die unbewohnten Küsten des Plata-Flusses von Buenos-ayres bis Assomption damit zu bevölkern. „Besieht Spanien darauf diesen Vorschlag ins Werk zu setzen, sagt der Abt Raynal, so wird auf jedem Fall, das schönste Gebäude, das die Neu-Welt zur Vollkommenheit bringen sah, am Zeitpunkte seines Einsturzes seyn."

13.

D' Anville geographische Anmerkungen über seine, hier beygefügte, Karte von Paraguay.

Um die Karte von Paraguay verfertigen zu können, bediente ich mich verschiedener Karten, welche die Jesuitischen Mißionarien von diesem Lande gegeben haben. Im Jahr 1727 überschickten diese Väter dem Pater Tamburini, General ihres Ordens, eine grosse Karte von Paraguay; eben dieselbe Karte, wurde, wie es mir scheint dem Pater General Retz 1732, überreicht, nachdem sie nur durch einige Veränderungen hier und da erneuert worden war: man kannte auch schon eine alte Karte von Paraguay, die dem Pater Caraffa zugeeignet wurde, welcher von 1645 bis 1649

die siebende Stelle eines Generals dieser Gesellschaft bekleidete. Diese erste Karte steht freylich in Rücksicht auf die Angabe der bewohnten Oerter, die nothwendig Veränderungen unterworfen sind, den neuern nach, hingegen behauptet sie in Ansehung des grössern Reichthums und der grössern Genauigkeit in den Details, einen Vorzug vor ihnen, die Gegenden um Assomption allein ausgenommen. Ausser dem Nutzen, der aus dem Resultat der Vergleichung dieser Karten entsprang, habe ich noch verschiedene, aufklärende Privat-Nachrichten damit verbunden.

Zuerst richtete ich meine Augen auf verschiedene, an der Küste des Südmeers, astronomisch fixirte, Punkte. Die Länge dieser Oerter, die, mit der Bestimmung der Insel Ferro verglichen, und nach den Beobachtungen des Paters Feuillee, auf 19° 51′ 33″ des parisischen Meridians angegeben, ist bey der, auf der Karte angenommenen Länge, zum Grund gelegt worden. Einige besondre und neue Umstände, die Küste des Südmeers betreffend, habe ich aus verschiedenen spanischen handschriftlichen Karten gezogen, die in meinen Händen sind, und zugleich bin ich ziemlich ins Detail von Chili, bis auf die Höhe von Conception, gegangen.

Es war unumgänglich nöthig, mich in die Untersuchung eines grossen Theils von Peru ein-

zulassen, um die Karte von Paraguay zusammen zu setzen; unterdessen bin ich hier unvermerkt weiter fortgeführt worden, so, daß ich mich verbunden glaubte, auf einem besondern Blatte, das von grösserm Umfange, als die hier bekannt gemachte Karte ist, bis zu den Positionen von Lima und Cusco fortzugehn, um eines allgemeinen Zusammenhangs versichert zu seyn, und mit einiger Gewisheit verschiedene wesentliche Positionen, wie die von Potosi z. E., festsetzen zu können, auf die sich eine grosse Menge andre beziehen, und die dienen können, den Abstand zwischen einigen Oertern und und den Südmeers-Küsten zu beurtheilen.

Aber ein sehr wichtiger Punkt der Prüfung, war die Entfernung Chili's von Buenos-ayres, weil davon der Abstand des Südmeers vom Nordmeer, nach dem ganzen Umkrayß der Karte, abzuhängen scheint. Ich bin so glücklich gewesen einigen Unterricht darüber in einigen Manuskripten zu finden, die mich noch mit mehrern über einen grossen Theil des spanischen Indiens bereichert haben. Was ich daraus lernte, schien mir noch mehr durch Laet bekräftigt, der von einen seiner niederländschen Landesleute, gehört haben will, welcher diesen ganzen Strich kannte, weil er ihn oft durchreiset war, daß die Entfernung von San-Juan de la Frontera in der Provinz Cuyo, von der Stadt Buenos-ayres, nur hundert und

zehn Meilen beträgt, welches man an zwey Orten von Laet's Beschreibung der neuen Welt *) wiederhohlt findet, nemlich im zwölften Kapitel des zwölften und des vierzehnten Buches. Um sich so wenig als möglich von dem zu entfernen, was die vorhergehenden Karten dieser Weite zugestanden haben, kann man nicht besser fahren, als wenn man die 110 Meilen, nach den Fuß der holländischen oder deutschen Meilen mißt, welche die andern Meilen übersteigen, und von denen man gewöhnlich funfzehn auf einen Grad rechnet. Ja wenn man nach dem beygefügten Meilenmesser, den Zwischenraum messen will, den ich zwischen Buenos-ayres und San-Juan de la Frontera angenommen habe, so wird man finden, daß ich die 110 deutsche Meilen, nach ihrem ganzem Betrag, in gerader Linie beybehielt, ohngeachtet diese Weite vielleicht hätte etwas vermindert werden sollen, wie man bey Weg-Entfernungen immer thun sollte. Da ich aber nicht umhin konnte, den, in den vorhergehenden Karten, angegebenen Raum, um ein Beträchtliches zu verkürzen, so führe ich obiges nur an, um zu zeigen, daß ich bey meinen Verkürzungen noch immer mit vieler Einschränkung zu Werke gegangen bin. Es würde mich auch nicht einmal über ei-

*) Novus orbis, s. descriptionis Indiae occidentalis, libri XVIII. R.

nen Artikel von der Wichtigkeit, zum festen Schluß gebracht haben, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß auf dem ganzen Theil der Karte, der sich fast unter einerley Länge eingeschlossen findet, die Räume correspondirend sind. Denn es ist klar, daß die grössere Strecke einer der Seiten von Einem und eben demselben Terrain, nothwendig an der andern in einem gewissen Verhältnisse gespürt werden müsse. Unterdessen habe ich das Terrain noch nicht so sehr beschnitten, daß es auf den letztern Karten der Jesuiten von Paraguay nicht noch Räume geben sollte, die gedrängter, oder weniger ausgebreiteter zwischen Osten und Westen sind, als auf der Karte, von der ich Rechenschaft gebe.

Da der Weg zwischen Buenos-ayres und Potosi sehr stark besucht wird, und man eine vielfältige Beschreibung davon im Laet findet, ich auch überdies eine grosse, an Ort und Stelle selbst aufgenommene, handschriftliche Karte davon besitze, so schmeichle ich mir, daß alles dieses, in Verbindung mit den Karten der Jesuiten, ein grosses Detail, und sehr viel genaue Kenntniß von dieser Passage verschaffen soll. Eine Bemerkung muß ich bey Gelegenheit der Namen der verschiedenen indischen Nationen machen, die an einigen Orten der Karte, aber am häufigsten in dem Strich des Landes Chaco, zwischen den spanischen Niederlassungen von Tucuman, und dem

Paraguay, angegeben sind: daß man nemlich diese angegebene Lagen nicht als fest und unveränderlich ansehn muß. Man erkennt dieses schon an den Karten der Jesuiten, die zu verschiedenen Zeiten aufgenommen wurden, und die alle in der Angabe der Plätze dieser verschiedenen Nationen, von einander abweichen. Uebrigens war es unmöglich, auf der Karte anzumerken, was man ausserdem weiß, daß die verschiedenen Nationen, die zum Christenthum bekehrt, und von den Jesuiten in der Gegend, wo die Flüsse Parana und Uruguay, sich einander nähern, versammelt worden sind, daß diese Nationen, sage ich, die sonst getheilt, und in einem Strich von einem weit grössern Umfang zerstreut waren, jetzt einen allgemeinen Namen, und eine allgemeine Sprache, Guarani, haben.

Ich habe den Vortheil gehabt, die weite Mündung des Rio de la Plata, und den Lauf dieses Flusses bir zur Stadt Santa-fe hinauf, ingleichen einen Theil des Uruguay, bis zu dem Ort der, Rosal, genannt wird, nach handschriftlichen Karten aufzunehmen, die an den Oertern selbst, mit grossem Detail, und oon Kunstverständigen verfertigt worden sind. Aber es war nöthig die Scala dieser Karten, mit gewissen Distanzen zu combiniren, die man schon andersher kennt. So habe ich, zum Beyspiel, geglaubt, die

siebenzig Meilen, die ich auf besondern Karten dieser Mündung, zwischen Buenos-ayres und dem Marien-Kap gemessen habe, für französische Meilen annehmen zu dürfen, weil dieses Maas vollkommen mit dem Flammländischen übereintrift, die nach Laet, am Ende des 4. Kapitels des 14. Buchs, nur 42 Meilen an eben der Stelle zählen. Denn, wenn funfzehn Flammländische Seemeilen auf einen Grad gehn, der fünf und zwanzig französische faßt, so ist es ausgemacht, daß 42 der erstern und 70 der letztern, einerley Weite enthalten.

Ich bin den Parana und Uruguay mit der ältesten Karte der Jesuiten hinaufgegangen. Da mir aber die Lage eines Theils der Mißionen, oder Völkerschaften, auf der neuen Karte anders zu seyn schien, so habe ich mich an sie, in Ansehung dieses Punkts gehalten, weil ich nicht zweifelte, daß diese Verschiedenheit, nicht von einiger Veränderung in der Angabe der Oerter herrühre. Von eben diesen beyden, von der neuen Karte abweichenden, und mit einander verglichenen Exemplaren, entlehnte ich das Detail der Gegend um Assomption. Die alte Karte bemerkt Städte oder Niederlassungen im Maracayu, welche die neue nicht anmerkt. Sollten diese Niederlassungen nicht mehr existiren, welches ich aber nicht gewiß weiß, so ist es doch nicht übel, daß sich ihr Andenken

auf der Karte erhalte, so wie das Andenken einer ziemlichen Menge Mißionen, welche die Jesuiten anfangs in einem grossen Strich Lands, jenseits der heutigen Mißionen, angelegt hatten, und welche schon die alte Karte von Paraguay, als nicht mehr vorhanden, angiebt.

Die Nord-See schließt die Karte auf der einen, so wie die Südsee auf der andern Seite. Die Lage der Küste vom Kap Skt. Maria bis Skt. Vincent ist fast dieselbe, wie auf andern Karten. Da die Breite der Insel Skt. Catharina, so wie sie einer unsrer genauesten Reisenden anmerkt, mehr nördlicher als in den vorhergehenden Karten ist, so mußte man die Küste des benachbarten festen Landes rücken. Wem das Detail der andern Karten bekannt ist, oder wer sie mit dieser vergleichen will, der wird finden, daß sie eine Menge geographischer Bemerkungen in der Gegend um Skt. Paul enthält, die man anderswo nicht antrift, und die ich von den Portugiesen genommen habe. Der Theil von Brasilien der an eben diese Abtheilung stößt, würde, wenn er der Gegenstand dieser Karte gewesen wäre, ein noch weitläuftigers Feld, zu andern, noch weit neuern Bemerkungen, dargeboten haben, die aber, so Gott will, ihren Platz anderswo finden sollen.

Bevor ich schliesse, ist es vielleicht nöthig mich noch zu entschuldigen, daß ich den verschiedenen, auf

der Karte von Paraguay befindlichen, Ländern, nicht ganz genaue und bestimmte Gränzen angewiesen habe. Ich weiß wohl, daß andre Geographen vor mir, nicht in diesen Fehler verfallen sind, sondern sogar eigene Provinzen, Plata, Parana, Uruguay ꝛc. erschufen, und die Gränzen von jeder genau bestimmten. Aber ich habe mich auf nichts vergleichen bey der Karte von Paraguay, einlassen wollen. Man findet die Provinzen, auf den Karten der Jesuiten, nicht von einander unterschieden, und dies Verfahren scheint auch vieles wider sich zu haben. Zum Beyspiel, es scheint auf keine Weise schicklich, den Districkt, welcher die Mißionen der Jesuiten in sich faßt, zu zerschneiden, oder zu zertheilen, und doch geschieht dieses, wenn man eigene Provinzen des Parana, Uruguay ꝛc. annimmt. Dies sind die Namen von Flüssen, aber nicht von Ländern. Zwar ist der Name Paraguay, der eigentlich auch nur einen Fluß bezeichnet, für den Namen eines ganzen Districkts angenommen worden, allein dieser Districkt, der nach ihn benennt worden ist, schränkt sich nicht bloß auf das Gestade des Flusses ein, sondern begreift auch die Ufer von Parana und Uruguay, so, daß für Provinzen von der letztern Benennung, kein Platz übrig bleibt.

Käme es hier auf eine Karte von Europa an, wo jeder Staat seine bestimmten Gränzen hat,

so würde, ihre Auslassung, mit Recht dem Verfasser vorgeworfen werden können; er würde wider einen der interessantesten Artikel gesündigt haben; aber lassen sich in einem Lande, wo alles so ungewiß und unbestimmt ist, feste Gränzen angeben? Hier und da findet man einiges das dafür gelten kann. Zum Beyspiel, man nimmt gewöhnlich zur Gränze von Chili, den Ausfluß der Rio-Salado ins Meer an, wie man es durch Punkte auf der Karte bezeichnet hat. Von diesem Anfang an, bis zur Provinz Cuyo hinauf, die zur Gerichtsbarkeit von Chili gerechnet wird, formiren die Cordilleras die Gränze. Das Thal Palcipa und Rioxa, gehören zu Tucuman. Die letzte Stadt von Tucuman, gegen Norden, ist Xuxui. Das Land der Chichas hängt von Peru ab, welchem Reiche man auch die ganze Seeküste bis Rio-Salado, zueignet: allein die Thäler die in den Cordilleras liegen, oder sich ins Tucumansche erstrecken, gehören zu diesem letztern Districkt, der in der Länge von Norden gen Sügen fortläuft, die Stadt und Gegend von Neu-Cordova mit eingeschlossen. Chaco begreift die Ebenen die zwischen Tucuman und dem Paraguay-Fluß liegen. Man könnte auch die spanische Niederlassung zu Tarija dahin rechnen. Alles was als Districkt von Santa-Crux de la Sierra angesehn werden kann, scheint Dependenz von

Peru zu seyn. In Ansehung Paraguay's ist es festgesetzt, daß es zur Grenze die von Brasilien abhängende Länder hat.

Man macht Brasilien die Seeküsten bis zum Fluß Plata nicht streitig, wo die Portugiesen die Kolonie Skt. Sacramente haben. Die Spanier setzen die Gränzscheide beym Fluß Skt. Johann, den sie bewahren, und diese Gränzscheide ist auch durch Punkte auf der Karte angegeben. Aber weiter ins Land diese Gränzen willkührlich fortzusetzen, dünkte mir auf keine Art thunlich. Die Portugiesen haben wirklich ein Strich Landes gegen Westen und Süden von Piratininga oder Skt. Paul inne gehabt, auch habe ich denselben bey ihnen beschrieben gefunden.

Daß ich die Meridiane näher an einander als in dem gewöhnlichen Verhältnisse gesetzt habe, gründet sich auf einige besondre Meynungen vom Durchmesser der Erde von Osten nach Westen.

14.

Nachlese zur Naturgeschichte des vierten Welttheils: aus den unausgezogenen Mißionar-Berichten — Pintado — Klapperschlange — Baumwachs — Kraut von Paraguay — Klima zu St. Domingo — Erdbeben zu Lima und Callao im Jahr 1746 – das heutige Lima.

Der Vogel, den, nach der Meynung einiger Alterthumsforscher, die Römer unter dem Namen

Afra avis begriffen, und der in Europa, unter der Benennung des afrikanischen, numidischen, guineischen, tunesischen, maurischen Huhnes, und der gewöhnlichen *) Pintado, Perlhuhn bekannt ist, wird auf St. Domingo sehr häufig angetroffen, und gab daher einem Mißionar Gelegenheit, den vorgeblichen Irrthum zu bemerken, den nach seiner Meinung einige Schriftsteller, Varro, Columella, Plinius, verschuldet haben sollten, als sie es mit dem Meleagrides, einem andern Vogel verwechselten, und aus beyden nur eine Art machten. Diese Bemerkungen sind mit einer gnauen Beschreibung des Perlhuhns verbunden, die verschiedene Merkwürdigkeiten enthält. Die Pintado gehört allerdings unter das Hühnergeschlecht. Sie theilt alle Eigenschaften und Unterscheidungs-Merkmale mit ihnen, Kamm, Schnabel, Federn, Brüten, Legen. Sie ist grösser als die gewöhnlichen Hühner. Ihr Gefieder ist ganz gesprenkelt oder

*) Frankreichs Plinius, Büffon, den ich nachgeschlagen habe, und der bey seiner Beschreibung dieses Huhns, die Beschreibung meines Mißionars nutzt, es aber doch für die Meleagrides der Alten hält, führt noch einige andere Benennungen an, wovon eine zu einer artigen Anekdote Anlaß gab. Mohammedaner verkauften sie nemlich unter dem Namen der „Hühner von Jerusalem,“ an die Christen um einen sehr hohen Preiß; als diese aber den Irrthum inne wurden, so erhohlten sie sich ihres Schadens bey einigen frommen Moslims, wieder, die sie ihnen unter dem neuen Tittel, „Hühner von Mecka, sehr theuer bezahlen mußten. R.

„muschetirt:" einige haben schwarze und weisse Flecken, in der Gestalt der Rhomboiden geordnet; die Farbe der andern Gattung hingegen ist Aschgrauer. Beyde Gattungen sind unter dem Bauch, unter den Flügeln, und an den Spitzen der Flügel, weiß. Ihr Rücken macht eine Art Höcker, wie der Rücken einer kleinen Schildkröte. Dieser Buckel entsteht aus dem Zusammenlegen der Flügel, denn, gerupft, entdeckt man nicht das mindeste Merkmal davon. Ihr kurzer, und niederwärts gekrümmter Schwanz aber, den sie nicht, wie andre Hühner, in der Höhe tragen, ist Ursache, daß dieser Buckel noch mehr in die Augen fällt. Der Hals ist ziemlich kurz, sehr dünne, und nur mit einem leichten Pflaum bedeckt. Am Kopf hingegen haben sie keine Federn, sondern eine blosse schwammiche, rauhe, und runzeliche Haut, deren Farbe ein weißlich-Blau ist. Der Wirbel ist mit einem kleinen Kamm in Gestalt eines Horns geziert. Dessen Höhe fünf bis sechs Linien beträgt, und wie das Rhinoceros-Horn etwas hinterwärts gekehrt ist. Am Untertheil des Kopfs hängt an jeder Seite ein rother und fleischiger Bart, wie der Kamm oder die Lappen des Hahns. Der Schnabel ist dreymal grösser als der Schnabel des gewöhnlichen Huhns, sehr spitzig, sehr hart, und von einer schönen rothen Farbe. Die Eyer sind kleiner und nicht so weiß,

wie Hühnereyer; sie fallen ein wenig in fleischfarbene, und sind schwarz getüpfelt. Man kann die Pintado's nicht gewöhnen, im Hünerstall zu legen. Sie suchen die dichtesten Hecken und Gebüsche auf, und legen, nach und nach bis anderthalb hundert Eyer, wenn man nur Sorge hat, ein Ey im Nest liegen zu lassen. Man läßt die zahmen Pintado's nicht gern ihre Eyer selbst ausbrüten, weil sich die Mütter nicht dazu zu halten, und oft ihre Kleinen zu verlassen pflegen. Man bedient sich lieber Trut- oder gemeiner Hühner dazu. Man kann sich nichts artiger denken als ein Pintado-Küchlein; ihre rothen Füsse und Schnäbel, und ihre Federn, die alsdenn einem Rebhühner-Grau gleichen, machen einen sehr angenehmen Blick. Man füttert sie mit Hirse; sie sind aber sehr zärtlich, und schwer aufzubringen.

Die Pintado, ist ein sehr lebhaftes, unruhiges und beständig in Bewegung seyndes Geschöpf; sie läuft ausserordentlich schnell, ohngefehr wie die Wachtel, oder das Rebhuhn, aber fliegt nicht sehr hoch; unterdessen sitzt sie gern auf den Dächern und Bäumen, und bringt hier lieber die Nacht zu als im Hühnerhause. Ihr Geschrey ist scharf, durchdringend, unangenehm, und daurt fast unaufhörlich; es ist die verdrüßlichste Musik für die, welche nicht daran gewöhnt, krank, oder

mit

mit Schlaflosigkeit geplagt sind. Uebrigens ist sie sehr Zanksüchtig und behauptet gern die Alleinherrschaft auf dem Hofe. Das größte Federvieh und selbst die welschen Hähne sind genöthigt ihr zu weichen. Die Härte ihres Schnabels und die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, prägen allen ihren Gegnern Ehrfurcht ein. Ihre Art zu streiten hat viel ähnliches mit der, die Sallust der numidischen Reuterey beylegt. „Ihre Angriffe, sagt er, sind brüske und schnell, wenn sie Widerstand finden, so wenden sie den Rücken, kehren aber den Augenblick wieder zum Angrif um, und ermüden durch diesen beständigen Wechsel ihren Feind auf das ärgste." Die Pintado hat diese vaterländische List beybehalten. Die welschen Hähne verlassen sich auf ihre Korpulenz, und schmeicheln sich, mit der Pintado leicht fertig zu werden. Sie nähern sich ihr mit stolzen und gravitätischen Schritten; aber die Pintado setzt sie durch ihre Märsche und Contre-Märsche ausser Athem, und hat sich zehnmal gewendet, und zwanzig Bisse ihrem schwerfälligen Feind versetzt, ehe dieser noch an seine Vertheidigung gedacht hat.

Die Pintado's sind nicht in Amerika zu Hause, sondern stammen aus Guinea ab. Die Genueser brachten sie mit den ersten Negern dahin, die sie 1508 sich anheischig gemacht hätten, den

Castillianern zu liefern. Die Spanier fielen niemals darauf sie zu Hausthieren aufzuziehn, sondern liessen sie nach ihrem Belieben in den Wäldern und auf den Savannen umherirren; sie wurden daher bald wild, und weil die Bewohner wenige Lust am Vogelfang hatten, so vermehrten sich die Pintado's bis ins unendliche. Man kann nicht in dem spanischen Gebiete reisen, ohne zahlreiche Flüge davon anzutreffen. Man nennt sie Maron-Pintaden. Maron, welches eigentlich einen Affen bedeutet, ist ein allgemeines Beywort, womit die amerikanischen Spanier, und nach ihrem Beyspiel andre Nationen, alles zu belegen pflegen, was wild und in der Irre ist. Als die Franzosen sich zu St. Domingo niederliessen, gab es sehr viel dieser Hühner in ihren Distrikten; sie aber, als bekannte Entvölkerer der Jagden und Wälder, tödeten ihrer eine so grosse Menge, daß man jezt nur sehr wenige mehr findet: die Maron-Pintade ist das fürtreflichste Gericht, das auf eine Tafel kommen kann. Ihr Fleisch ist zart, und übertrift an Geschmack den Fasan. Die zahmen Pintaden sind von keinem, so hervorstechendem Geschmacke, aber doch immer das vorzüglichste von allem andern Geflügel. Eine junge, am Spieß gebratene, Pintade, giebt keinem Rebhuhne nach; die Alten ißt man nur in Pasteten, oder a la daube, und sie sind ein wahrer Leckerbissen. Man

sollte glauben, daß die Güte und Fruchtbarkeit dieses Thiers die Einwohner reizen sollte, es, vor allen übrigem Federvieh, auf ihren Höfen zu halten; aber es sind zwey grosse Unbequemlichkeiten damit verknüpft. Die erste ist das widrige Geschrey der Pintado. Zwar könnte man diesem Uebel abhelfen, indem man den Hühnerstall, in grosser Entfernung von der Wohnung anlegte, aber alsdenn würden sie der Gefräßigkeit der Negern zu sehr ausgesetzt seyn, und man würde auch, bey ihrer ausserordentlichen Vermehrung, nicht verhüten können, daß der Platz zu enge würde, oder einige des Nachts entwischten, und sich auf die Dächer und Bäume setzten, und doch ihr unangenehmes Schreyen in der Nähe hören liessen. Die zweyte Unbequemlichkeit ist, daß man nothwendig alles andre Federviel abschaffen muß, wenn man Pintado's halten will. Die Pintaden welche die Franzosen in ihren Häusern haben, stammen nicht von der spanischen Maron-Gattung ab, sondern sind in den Jahren, 1717 und 18 von neuem aus Guinea nach St. Domingo gebracht worden.

Die Klapperschlange hat einen Kopf, dessen Kleinheit nicht zu der Grösse und Dicke des übrigen Leibs paßt; die Haut ist manchmal regelmäßig dunkelschwarz und blaßgelb gefleckt, zuweilen auch ganz schwarz. Die Zähne sind ausserordentlich

scharf, und die Augen glänzend und munter. Unter dem Schwanz hat sie verschiedene kleine Schuppen, die sie ausserordentlich stark aufbläßt und heftig gegen einander bewegt, wenn sie böse wird. Das Geräusch das sie damit verursacht, hat ihr den Namen Klapperschlange zuwege gebracht. Die Galle, geräuchert, ist ein Specificum wider Zahnweh. Ihr Fleisch, ebenfalls bukannirt und gepulvert, gilt für ein vortrefliches Fiebermittel. Salz gekaut und auf die Wunde gelegt, hilft sicher wider ihren Biß, dessen Gift so heftig ist, daß er in weniger als eine Stunde tödet.

Das Baumwachs wird sonderlich in Nord-Amerika und in den Gegenden von Neu-Frankreich häufig gefunden. Der Baum der es giebt, gleicht wilden Lorbeerbäumen, und trägt im Herbst Beere wie die Wacholder; man thut sie in Kessel, und läßt sie mit Wasser kochen. So wie das Wasser zu kochen anfängt, schwimmt das grüne Wachs oben, und hält sich über dem Wasser. Von einem Dreyscheffelmaaß dieser Beere erhält man vier Pfund Wachs. Es ist so schön als rein, aber nicht weich, und spröde. Wenn man es mit Schaaf- oder Rinder-Talg zur Hälfte versetzt, so kann man recht schöne und brauchbare Kerzen davon verfertigen. Vier und zwanzig Pfund solches Wachs, und eben so viel Talg, geben 200 Kerzen, jede über einen königlichen Fuß lang. Diese Bäu-

me sind in den Inseln und an den Ufern des Meers in Menge vorhanden. Eine einzige Person kann des Tages mit leichter Mühe zwölf Scheffel dieser Beere sammeln. Sie hängen Traubenweis an den Aesten. *)

Das Kraut von Paraguay ist in Amerika, sonderlich in den spanischen mittäglichen Provinzen, zum unentbehrlichen Gegenstand, nicht bloß des Luxus, sondern des Bedürfnisses geworden. Nur in den Gebirgen von Maracayu, die fast 200 Meilen von Paraguay entfernt liegen, ist die Heymath der Bäume, die dieses so sehr geschäzte Kraut hervorbringen. Die einheimischen Indianer brauchen es nicht bloß zu ihrem Getränke, sondern es macht auch für sie einen sehr beträchtlichen Handelszweig aus, für das sie Waaren und andre Nothwendigkeiten eintauschen. Die Jesuiten liessen junge Baumstämme von Maracayu kommen, und pflanzten sie in der Nähe ihrer Mißionen an. Diese Pflanzungen geriethen sehr gut, und sie bedienten sich des gesammelten Saamens, der fast dem Epheu-Saamen gleicht, um diesen Baum noch mehr auszubreiten. Allein man will bemerkt haben, daß alle diese zahmen und gezogenen Bäu-

*) Vor zwey Jahren wurde der Gebrauch dieses Wachses zu Lichtern, in Paris eingeführt, und vorzüglich gut befunden. Denn dieses Wachs macht auch keine Flecken, und läßt sich leicht von Seide, Wolle oder andern Zeugen, abnehmen. R.

me kein Kraut von derselben Stärke geben, wie die wilden Bäume von Maracayu. *)

Der angenehmste Anblick überrascht den Reisenden, der zum erstenmal die Insel St. Domingo betritt. Weite Ebenen; grüne Wiesen; Gärten von Indigo und Zuckerröhren, mit Kunst und Symmetrie geordnet; Wege, nach der Schnur gezogen, und auf beyden Seiten mit lebendigen Hecken von Pommeranzen- und Citronen-Bäumen eingefaßt; tausend unbekannte Blumen, welche die Luft mit den lieblichsten Gerüchen erfüllen; ein Horizont, den hier das Meer, dort ein Amphi-

*) Die Art es zu trinken ist folgende. Man thut etwas von diesem Kraut mit Zucker und kaltem Wasser in eine mit Silber beschlagene Kalebasse, die Mate genannt wird. Wenn es so einige Zeit gezogen hat, füllt man die Flasche voll heissen Wassers, und trinkt durch die, in der Flasche befestigte, Röhre. Gewöhnlich gießt man auch noch ein wenig Limonien- oder Sevillischen Orangen-Saft darunter, den man mit dem Duft von Blumen, oder mit Pastillen wohlriechend gemacht hat. Der Baum, von dem dieses Kraut, oder vielmehr diese Blätter kommen, gleicht den Pommeranzenbäumen und wächst an sumpfigen Oertern. Der Geschmack ähnelt den Pappeln. Man unterscheidet dreyerley Arten. Die erste und vorzüglichste, die sich aber nicht lange hält und nicht gut verführen läßt, heißt Caacuys, und ist die Knospe, wo die Blätter sich kaum zu entwickeln anfangen; die zweyte oder Caamini, ist das völlig ausgewachsene Blatt, von seinen Ribben entblößt; die dritte, oder Caaguazu, ist das Blatt mit den Ribben. Die Blätter werden geröstet und in der Erde, in Gruben aufgehoben, die man mit einer Ochsenhaut zudeckt. Das heisse, übergeschüttete Wasser, muß auf der Stelle getrunken werden, sonst wird das Getränke schwarz. R.

theater von waldigen Bergen schließt: alles überredet den Fremdling, daß er in einem von den glücklichen Eylanden sey, die nur in der Einbildungskraft der Dichter existiren. Aber bald erliegt er den Unbequemlichkeiten des Klima's, und der reizende Blick dünkt ihm minder schön. Die Lage der Insel selbst scheint zu der ausserordentlichen Hitze beyzutragen. Ihre Küsten sind sehr niedrig, und da sie ihrer ganzen Länge nach von einer Kette sehr hoher Gebirge durchschnitten wird, so prallen die Sonnenstralen zurück, und erhitzen sie noch mehr. Daher kommt es, daß man die Wärme weniger empfindet, je mehr sich die Ebene ausdehnt; im Gegentheil, in den Buchten, und in andern, eingeschlossenen Gegenden, als dem Kap, le petit Goare u. s. w. wird sie unerträglich. Täglich wehen zwey Winde, welche diese Hitze etwas mäßigen; der erste heißt, Brise, und entsteht gegen zehn Uhr des Morgens; er weht von Osten nach Westen, bis vier oder fünf Uhr des Abends. Der andre heißt der Landwind und entsteht in Westen, Abends gegen sechs oder sieben Uhr; er dauret bis acht Uhr des Morgens. Aber da mancherley Hindernisse die Wirkung dieser Winde unterbrechen können, so bleibt der Hitze immer so viel Stärke, daß die, welche ihre Geschäfte, sonderlich die neun Sommer-Monate hindurch, von neun Uhr des Morgens bis vier Uhr des Nachmittags

nöthigen auszugehn, sehr darunter leiden. Um diese Zeit ist man sonderlich den Sonnenschüssen sehr ausgesetzt, welche von sehr heftigen Fieber-Anfällen, und dem entsetzlichsten Kopfweh begleitet werden. Das Blut ist alsdenn so in Wallung und so entzündet, daß ein Mißionar Zeuge war, daß zinnerne, mit Wasser angefüllte Flaschen, die man den Kranken auf den Kopf setzte, zu kochen anfingen, als ob sie auf Kohlen gestanden hätten. Wenn die Sonne das Bein oder die Hand trift, so verursacht sie eine Entzündung, wie das Roth-lauf. Die Einwohner pflegen in diesen kritischen Stunden selten auszugehn, oder sich wenigstens einer bedeckten Kalesche zu bedienen. Vom April bis in November ist man, des Nachmittags fast beständig, heftigen Ungewittern ausgesetzt, die des Abends, mit Blitz, Donner und Sturm, losbrechen. Der Regen fällt alsdenn so häufig, daß man in einem Augenblick durch und durch geweicht wird. In andern Ländern würde dieses eine Erquickung seyn, aber hier trägt man gemeiniglich ein Fieber, oder einen andern unangenehmen Zufall davon.

In den Häusern ist die Hitze zwar nicht so auffallend, unterdessen leidet man doch nicht weniger; sie raubt alle Lust zum Essen, und verursacht eine gänzliche Entkräftung. Dazu kommt noch die Fliegen-Plage. Den ganzen Tag bringt

man das Schnupftuch nicht vom Gesichte, um die Moskiten abzuwehren, oder den Schweiß zu trocknen. Mit Untergang der Sonne endet auch des Tages Last und Hitze nicht. Denn dann legt sich die Brise, und man athmet nun folgends eine erstickende Luft, die von den Dünsten der heissen Erde geschwängert ist. Und will man die Abendkühle geniessen, so findet man ein Heer von Moskiten das einen gleich wieder ins Haus jagt. Aller Vorsorge ohngeachtet kann man vor ihnen zu gewissen Zeiten, die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ihr Gesumse und ihr scharfer Rüssel, verursachen eben so gefährliche als anhaltende Schlaflosigkeiten. Gegen Mitternacht ändert sich das Wetter, und der Landwind, der sich nun weit stärker erhebt, kühlt die Luft. Aber, wehe dem, der diese Kühle sucht, und sich nicht sorgfältig davor verwahrt! gefährliche Krankheiten warten seiner! Vom November bis in März, wehen die Nordwinde und bringen Regen. Diese Regengüsse sind wahre Fluthen, welche Ueberschwemmungen anrichten, und die Wege ganz untauglich machen. Die Luft ist dick und feucht, und diese Zeit die Zeit der Krankheiten und Seuchen.

Das Erdbeben das Lima und Callao im Jahr 1746 verwüstete, gehört unter die schrecklichen Naturbegebenheiten, deren Andenken nicht genug aufbehalten werden kann. Es war den acht

und zwanzigsten Oktober, gegen halb eilf Uhr des Abends, daß man die erste Erschütterung zu Lima spürte, und in weniger denn drey Minuten, war die ganze Stadt ein Schutthaufen. Die Zerstörung kam so schnell, und war so allgemein, daß man weder Zeit zur Flucht hatte, noch der Gefahr ausweichen konnte. Nur fünf und zwanzig Häuser blieben stehn, aber so erschüttert und vom Grund gehoben, daß man sie ebenfalls abtragen mußte. Es ist bey diesen Umständen als ein besonderer, glücklicher Zufall zu betrachten, daß von den sechszig tausend Einwohnern der Stadt nur ein Zwölftheil das Leben einbüßte. Die schönen Kirchen, Klöster, Kapellen 2c. einige sechszig an der Zahl, erfuhren, wegen der Schwere ihres Gebäudes, die Gewalt des Erdbebens am heftigsten. Die stürzenden Thürme zerschmetterten die stärksten Gewölber. Die Pracht und Grösse dieser Kirchen, übertraf beynahe alles, was man sich in dieser Art denken kann. Jede Kirche enthielt unermeßliche Schätze, an Gemälden, goldenen und silbernen Gefässen, mit Perlen und Edelgesteinen besetzt, wo die Schönheit der Arbeit den innren Werth noch vermehrte. Der prächtige Triumphbogen, den der Vicekönig Villagunoen, auf der Brücke aufrichten ließ, und darauf die Bildsäule Philipp's V. zu Pferde, setzte, ein Werk, an dem jeder Kenner, die Majestät und den Reichthum der

Ausführung bewunderte; ward gänzlich zertrümmert. Vom Pallast des Vicekönigs, dessen ungeheurer Umfang alle die Audienz-Säle der verschiedenen Landes-Collegien in sich begreift; vom Inquisitions Tribunal, von der königlichen Universität ꝛc. von allen diesen Gebäuden war kaum der Platz noch kennbar. Ein Theil der Erschlagenen verlohr sein Leben durch den Einsturz ihrer eigenen Häuser, der größte Theil aber auf den Gassen. Einige wurden bloß durch die Unmöglichkeit gerettet, ihren Aufenthalt verlassen zu können. Den Dom Martin de Olivades, bedeckte nebst Frau und Tochter, eine einschiessende Mauer in dem Augenblick, wo er aus seinem Hause trat. Es glückte ihm sich unter den Trümmern hervorzumachen, als er aber erfuhr, daß seine Frau, die er zärtlich liebte, zerschmettert sey, starb er bald darauf für Gram. Wäre dieser Edelmann in seiner Wohnung geblieben, so würde er sich gerettet haben, denn sein Haus war eines von denen, die noch standen. Die Toden konnten nicht in heiliger Erde begraben werden, weil sich niemand den Kirchen, wegen den noch immer anhaltenden Stössen des Erdbebens, zu nähern traute. Man machte also Gruben auf den Märkten und in den Gassen, und warf die Leichname hinein. Viele von den Personen, die diese traurige Verrichtung übernehmen mußten, starben von dem Gestank dieser Kör-

per, die schon in die Verwesung übergegangen waren, und dazu kamen noch die Aeser von dreytausend Mauleseln und Pferden, die unter den Trümmern faulten, und die man nicht hervorschaffen konnte, so daß sich die Einwohner ausser dem Verlust ihres Vermögens, noch mit Pestilenz und Hungersnoth, bedroht sahn.

Weit grösser war das Unglück zu Callao. Das Erdbeben fing zu derselbigen Stunde wie zu Lima an, und nur einige Thürme, und ein Theil der Wälle widerstanden der Erschütterung: aber eine halbe Stunde darauf, als die Einwohner sich wieder etwas zu erhohlen anfingen, schwoll das Meer, zu einer unglaublichen Höhe, und stürzte sich, mit einem gräßlichen Geräusche, über die Stadt und das Land. Es versenkte alle grossen Schiffe die im Hafen lagen, trieb die Kleinern, über die Mauern und Thürme, bis an das andere Ende der Stadt, verschlang alle Häuser und Kirchen, und ertränkte die Einwohner: so daß Callao einem Kies- und Sandhaufen gleich, und man den Ort, wo die Stadt gestanden hatte, nur an den beyden Stadtthoren, und einigen übriggebliebenen Wällen erkennen konnte. Siebentausend Menschen verlohren ihr Leben, und nur ohngefehr hundert entrannen dem Tode. Einige von diesen Letztern erzählten, daß verschiedene dieser Unglücklichen, die Stücken Holz und Breter ergriffen hat-

ten, lange auf den Fluthen umhertrieben, bis sie endlich das Toben der Wellen an den Felsen und den Trümmern der Häuser zerschmetterten. Andre, als sie sich so plötzlich, mitten in der Stadt, von dem Meere umringt sahn, geriethen in eine solche Bestürzung, daß sie nicht die Schlüssel zu ihren Thüren nach der Landseite finden konnten; deren Oefnung überdieß zu weiter nichts geholfen haben würde, als dem Wasser einen noch freyern Eingang zu verschaffen. Der Pater Yguanco, ein Jesuit, hatte das Glück, das Schiff Assembro zu erreichen; aber gegen vier Uhr des Morgens kam ein neuer Meer-Stoß, der das Schiff von seinen Ankern hob, und mitten in Callao warf, wo der Jesuit, mit dem übrigen Schiffsvolk, seinen Tod fand. Von drey und zwanzig Schiffen wurden neunzehn versenkt, und vier weit ins Land geschleudert. Die Augustiner-Kirche führte das Wasser, fast noch ganz, auf eine Insel, wo man sie wiederfand. Die Ueberschwemmung erstreckte sich bis eine Meile über Callao, so daß viele, die sich nach Lima zu retten gedachten, auf dem Weg von dem Meer, trotz der Geschwindigkeit ihrer Pferde, eingehohlt, und ersäuft wurden.

Der Verlust zu Callao war um so beträchtlicher, weil die dasigen grossen Niederlagen, die Lima versorgen, und die Arsenäle und Magazine des Königs, überflüßig mit allen Arten von Waaren und

andern Gütern, angefüllt waren. Rechnet man nun dazu das goldne und silberne Geräthe der Kirchen, den Werth der ruinirten Häuser und Gebäude, und den Betrag von Lima, „so kommt eine Summe heraus, fährt der Pater Lozano, der Verfasser dieser Schilderung fort, die allen mährchenhaft vorkommen muß, die sich keinen Begrif von dem Grad des Wohlstands dieses Königreichs machen können. Wenn alle Sachen wieder in den vorigen Stand gesetzt werden sollten, so würde, einem Ueberschlag nach, die ungeheure Summe von sechshundert Millionen *) herauskommen?"

In der schrecklichen Nacht, die Callao vernichtete, setzten die bestürzten Einwohner von Lima alle ihre Hofnung, auf diese unglückliche Stadt, wo sie sich schmeichelten Schutz und Hülfe zu finden. Man denke sich die allgemeine Bestürzung, als die Soldaten, die der Vicekönig nach den Küsten ausgeschickt hatte, die Nachricht mitbrachten, daß Callao nicht mehr sey! — Nun war aller Gedanke auf Rettung verschwunden. Die Erschütterungen daureten noch immer fort, und man zählte ihrer bis den 29ten November, mehr denn sechszig.

Man muß dem Vicekönig Dom Joseph Morso y Velasco, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es bloß seinen vortreflichen Anstalten,

*) Doch wohl französische Livres? R.

und seiner unerschrockenen Gegenwart des Geistes, zuzuschreiben war, daß der Hunger nicht vollends die Einwohner aufrieb, die der Wuth der Elemente entgangen waren. Denn das Meer hatte zu Callao alle Lebensmittel verdorben, die man von dorther erwartete, und das Erdbeben zu Lima hatte die Backöfen und Mühlen zerstört, und die Mühlengänge angefüllt. Die erste Sorge des Vicekönigs war, die Oefen und Mühlen wieder in Stand zu setzen, und dringende Befehle, an die umliegende Provinzen, ergehn zu lassen, um eilends Lebensmittel herbeyzuschaffen. Er ließ die Brunnen und Quellen aufräumen, damit es nicht an Wasser gebreche. Er versammelte alle Becker, und Fleischer, und setzte zwey Consuls zu Aufsehern über sie. Da das Meer täglich todte Körper und eine ungeheure Menge Gold- und Silberwerk an den Küsten auswarf, so bestellte er Leute die Toden zu begraben, und alles was von Werth sey, in eigenen Häusern aufzubewahren, und darüber ein genaues Verzeichniß zu führen, damit jedes seinem Eigenthümer wieder zugestellt werden könne. Allen andern Personen wurde bey Lebensstrafe verboten, das geringste von diesen ausgeworfenen Sachen zu sich zu nehmen, und um diesen Verbot Nachdruck zu geben, ließ er zwey Galgen zu Callao und zwey zu Lima aufrichten, welches auch von einigen Beyspielen der Strenge unterstützt, die beste Wirkung that.

Seit dem Verlust der Besatzung zu Callao, bestanden die regulirten Truppen, nur aus hundert und funfzig Soldaten, und aus eben so viel Landmilitz. Der Vicekönig gab ihnen die Waffen, die man unter den Ruinen hervorgezogen hatte, und theilte sie in drey Patrouillen, die beständig die Stadt durchstrichen, um den Pöbel und sonderlich die Negern und Sklaven in Zaum zu halten. Niemand durfte auch auf den Heerstrassen, den ankommenden Getraydefuhren entgegen gehn, sondern alles Getrayde mußte auf den allgemeinen Marktplatz gebracht, und da verkauft werden. Diese Anstalten, die eben so gut ausgedacht waren, als nachdrücklich durchgesetzt wurden, stellten bald die gute Ordnung her.

Den letzten November, als man eben in einer feyerlichen Proceßion zu Unsrer Lieben Frauen von der Erlösung, begriffen war, verbreitete sich auf einmal das Gerücht durch die Stadt, daß das Meer im Anzug, und schon ganz nah bey Lima sey. Auf diese Schreckens-Post, ergrif alles die Flucht, was laufen konnte. Sogar die Nonnen verliessen die Klöster, und jedermann dachte nur daran sein Leben zu fristen. Die Menge der Flüchtenden vermehrte noch das allgemeine Schrecken. Einige eilten dem Skt. Christophs- andre dem Skt. Bartholomäus-Berg zu. Nirgends glaubte man

man sich sicher. Da der Vicekönig von den ausgestellten Posten an der Küste keine Nachricht von einem solchen Austreten des Meers erhalten hatte, so urtheilte er ganz richtig, daß es nur ein panisches Schrecken seyn müsse. Er blieb also in Lima auf öffentlichem Markte, und bemühte sich den Leuten begreiflich zu machen, wie ungegründet ihre Furcht sey. Allein da man noch immer zu fliehen fortfuhr, so schickte er Soldaten aus, die Fliehenden aufzuhalten, und als auch diese nichts ausrichten konnten, so eilte er selbst nach, und redete mit so viel Nachdruck, und so vieler Ueberzeugung, daß man ihm auf der Stelle gehorchte, und wieder umkehrte. In dieser allgemeinen Verwirrung, verlohr nur ein einziger Mensch, Dom Pedro Landro, Großschatzmeister, das Leben, der auf der Flucht mit dem Pferde stürzte, und den Hals brach. *)

*) Zu der Zeit als dies Erdbeben zu Lima und Callao wüthete, öfneten sich in den Gebirgen vier bis fünf Vulkane, und warfen solche ungeheure Wasserströme aus, daß das ganze umliegende Land davon überschwemmt wurde. Lima ist seitdem nicht mehr so reich, als im Jahr 1682, wo es seine Strassen, bey dem Einzuge des Vicekönigs, des Duca de Palata mit Silber pflastern konnte, aber weit fester und solider gebaut. Die Häuser sind jetzt sehr niedrig, nur von einem Stockwerk; die Mauern bestehn aus Pfällen, und die Felder sind von Rohr geflochten, und mit Leim geklebt. Das Dach ist flach, von Holz, und ebenfalls mit Leim überzogen, welches in einem Lande, wo es niemals regnet, hinreichend ist. Von aussen sind diese Häuser auf Stein-Art gemalt, welches ihnen das Ansehn von maßiven Gebäuden giebt. Das Ganze wird durch eine Weiden-Art dieses Landes, Chaglas genannt, fest mit einander verbunden.

Der Pater Morghen, der Lima im Jahr 1755 besuchte, macht folgende Beschreibung davon. „Die Stadt liegt an einem Berge, der für dieses Land nicht hoch ist, aber es in Europa seyn würde. Ein Fluß, oder vielmehr ein Strom fließt an ihren Mauern hin, und vertheilt sein Wasser durch unterirrdische Kanäle, in alle Viertel der Stadt, welches viel zur Reinigung der Luft beyträgt, die hier sehr ungesund ist. Die Gegenden um Lima sind dürr, und arm an Grün. Nur seit einigen Jahren säet man hier Getrayde, und es würde nicht einmal fortkommen, wenn nicht ein dicker Nebel alle Morgen die Erde anfeuchtete, denn hier regnets nie."

„Man findet gegen Norden zwischen der Stadt und dem Berge, einen öffentlichen Spatziergang, der fürtreflich, und vielleicht einzig in seiner Art seyn würde, wenn die Kunst der Natur zu Hülfe käme. Es ist ein „Corso," der mit vier Reihen ansehnlicher Orangenbäume bepflanzt ist, die zu jeder Jahreszeit mit Früchten und Blüthen bedeckt sind. Man athmet hier lauter Wohlgerüche. Es wäre zu wünschen, daß die Einwohner mehr Sorgfalt auf die Erhaltung dieser Bäume wendeten, deren Anzahl täglich abnimmt. Wenn man von der Seite des Corso's in die Stadt kommt, so trift man eine ziemlich weitläuftige Vorstadt, mit wohlgebauten

Diese Häuser geben den Erschütterungen nach, und können wohl beschädigt, aber niemals eingestürzt werden. Die Kirchen und öffentlichen Gebäude haben eine Höhe von 10 Fuß, und sind zum Theil von Backsteinen gebaut, die man an der Sonne gedürrt hat. R.

Häusern, an. Zwischen dieser Vorstadt und der Stadt, ist der Fluß, über den eine steinerne Brücke führt, deren point de vue mich bezaubert hat. Man sieht von der einen Seite, in der Ferne, das Meer, und den Fluß, der sich nach vielfältigen Krümmungen in dasselbe stürzt, und von der andern das berühmte Thal von Lima, das die Dichter dieser Stadt so oft besungen haben, und das verdient von ihnen gefeyert zu werden. Das Stadt-Thor, welches auf diese Brücke stößt, hat ein grosses Ansehn, und ist vielleicht das einzige Stück der hiesigen Baukunst, das etwas regelmäßig ist. Die Häuser haben gewöhnlich nur ein Stockwerk; das Dach ist flach, und Terrassenartig; alle Fenster die nach der Gasse gehn, sind mit „Jalusien" verwahrt. Die Zimmer sind groß, aber nicht genug aufgeputzt. Sechs Stühle, eine Estrada oder Teppig, und einige Kissen, machen das ganze Geräthe eines Zimmers aus. In grossen Häusern findet man gewöhnlich einen Saal, der so gebaut ist, daß er von einem Erdbeben nicht sehr beschädigt werden kann. Die Wände werden von verschiedenen, unregelmäßig in einander gezapften, Pfeilern gestützt, und diese Vorsicht kann wohl den Einsturz, aber doch nicht andre Zufälle verhüten. Lima hat einen grossen öffentlichen Platz, dessen eine Seite, die Kathedral-Kirche und der bischöfliche Pallast, die andre, der Pallast des Vicekönigs, und die beyden übrigen, Privathäuser von gleicher Höhe, formiren, die schön scheinen,

weil es die übrigen nicht sind. In der Mitte des Platzes ist ein grosser Wassersprung, mit Figuren von Bronze geziert; das Becken, das weit und geräumlich ist, dient zu einem öffentlichen Brunnen. Der Pallast des Vicekönigs ist weder nach seiner Bauart, noch nach seiner Auszierung schön. Das Rathhaus hat nichts merkwürdiges, als die Geschichte der Indianer und ihrer Incas, die von Malern aus Cusco gemalt ist, welche für die geschicktesten im Lande gehalten werden. Der Geschmack dieser Maler, ist vollkommen gothisch. Aus dem Munde jeder Person gehn Rollen, worauf geschrieben steht, was sie sagen oder bedeuten sollen. Das Innere der Kirchen ist reich an Vergoldungen und Maßivsilbernen Büsten, aber übrigens ohne Kunst, und von gemeiner Bauart. Man trift hier verschiedene Gemälde an, welche Geschichten aus dem Leben unsers Heilandes vorstellen. Die Mannichfaltigkeit, das Auffallende und Glänzende der Farben, und sonderlich die Namen der Fremden, die ihre Verfasser sind, machen daß man sie über ihren Werth schätzt. Im Grunde sind es nur schlechte Kopeyen von mittelmäßigen Gemälden, doch wo ich mich nicht irre, so haben die Spanier alle diese Gemälde aus Italien genommen, als sie Meister vom Mayländschen waren, denn man erkennt die Spur der lombardischen Schule daran, die reicher an Farben, als den Vorschriften des guten Geschmacks getreu war."

Inhalt.

Vorerinnerung. Seite

1. Reise des Paters Sicard in die Wüste des heil. Macarus im westlichen Nieder-Egypten — Kahira — koptische Kirchengebräuche — Baum des Gehorsames — Engelweg, Teufelssäule — strenges Leben der Mönche — streifende Araber — Natronsee — Bhar bela ma — Adlersteine — Reise in das Delta — berühmter Räuber — Salmiakfabrik — Fest der sichtbaren Erscheinung der Heiligen — Isistempel — Reise nach der Kirche zu Assena — schöner Anblick des ausgetretenen Nils Taubenschläge — Mißionar-Apotheke — Egyptische Oele — indianischer Hirse — Schlange von Akmin — Leichenbegängnisse — öffentliche Fruchtmagazine — schwimmende Räuber — Portikus zu Achemunaim — die thebaischen Grotten — merkwürdiger Tempel — unbekannte Schrift eines Gewölbes — altes Denkmal in einem Felsen — Wunderwerk mit einem Mühlenstein — Anblick der Pyramiden. 4

2. Reise des Paters Sicard in die thebaische Wüste — Kloster des heiligen Antonius — Einrichtung desselben — Tracht und Gelübde der Mönche — Ebene der Wagen — Rothes Meer — Kloster des heil. Paul — Skorpionenholz — Eidechse Uaral. 46

Seite

3. Fischerey der Egypter — Vögel des Nils — Flußpferde — Krokodille — ihr Fang. 59

4. Stein- und Marmorarten — Hüner-Oefen. 67

5. Ueberbleibsel des alten Egyptens. 75

6. Schreiben des Paters Poisson, Mißionars bey den Akensas vom 3 Oktober 1727 über seine Reise auf den Mißißipi-Fluß — Begriff von dem Zustand der Mißißipi-Colonien, den Conceßionen, Habitationen, und Etablissements — Beschwerlichkeiten der Reise — schwimmende Holzflösse — Landes-Gerichte — Mücken-Plage — Abentheuer auf einer Reise zu einem Gastgebot — die Kreuz-Passage — Jäger-Mahl — Schildkröteneyer — Empfang der Akensas. 79

7. Züge aus dem Gemälde der Sitten der nordamerikanischen Völkerschaften — Abnakis — Illineser — Kriegsfest — Todenfest — Christenthum — Arbeiten der Mißionarien — Beschreibung des Vaters Rasles von seinem Aufenthalte bey den Wilden — rührende Geschichte eines geretteten Kindes — Achtung für einen drohenden Wilden. 100

8. Maron-Neger. — Schöne That des Pater Fauque. 129

9. Denkmäler in der peruanischen Provinz Chinca — Arica und Handel mit Vögelkoth daselbst — romantisches Thal — die Art wie einige Seevögel Fische fangen — Combadores — Brücke zu Cagnetta — Reise eines Mißionars in diesen Gegenden — Angriff eines Tygers. 141

10. Schreiben des Paters Cat — Taufe unter der Linie — Hay mit zwey Diamanten im Leibe — Helenen-Feuer — Würmer nach dem Regen —

Seite

La Plata Fluß — Wolfsinsel — Fisch Viagros — wohlfeiler Pferdekauf — Ochsenjagd — wilde Hunde — Capigua-Schwein — Colibri — Tygerfang — besondre Schleuder — Vigogne — Guanacos — Orocomo — Ameisenbär — Mbgue — Pigna — Mburusugia — Pacoe — allgemeine Schilderung der Sitten der wilden Einwohner. 157

11. Mißionen von Paraguay — Moxos — Arbeiten des Paters Cyprian Barazes — Guaranis — Guaycarus — Payaguas — Art in diesen Wüsten zu reisen — Charuas. 188

12. Fortsetzung der Mißionen von Paraguay — Chiruganos — Chiquitos — Manacicas — Verzeichniß der benachbarten Völker — Gemälde der Arbeiten der Mißionare — Abentheuer mit Disciplinen — Schlußbemerkung über die Mißionen von Paraguay. 218

13. D'Anville geographische Anmerkungen über seine, hier beygefügte, Karte von Paraguay. 243

14. Nachlese zu der Naturgeschichte des vierten Welttheils: aus den unausgezogenen Mißionar-Berichten — Pintado — Klapperschlange — Baumwachs — Kraut von Paraguay — Klima zu St. Domingo — Erdbeben zu Lima und Callao im Jahr 1746 — Das heutige Lima.

Nachricht.

Da der Herr Verfasser von Ort des Drucks entfernt ist und das Manuskript zu jedem Bande nicht so genau abgewogen werden kann, daß jeder sich in der Bogenzahl gleich sey, so ist der zweite Band einige Bogen schwächer als der erste geworden. Der Käufer des Werkes aber verliert dabey nichts, indem der folgende dritte Band um vier Bogen stärker seyn, folglich das Fehlende dort reichlich wieder ersetzt seyn wird. Man hat dieses zur Verhütung aller Mißdeutungen hier anmerken wollen, da der Ladenpreis jedes Bandes bereits bestimmt war, und also nicht füglich herabgesetzt werden konnte.

Staatliche Bibliothek Bamberg

LE PARAGUAY
ou les R.R.P.P. de la Compagnie de JESUS ont repandu leurs MISSIONS
PAR LE S.R D'ANVILLE
Geographe ord.re du Roi
Octobre 1733.
PEROU
MER DU SUD
BRESIL
MER DU NORD
Ville detruite
Mission detruite
Position particuliere pour les 30 Peuplades des Miss. du Paraguay
Lieues Espagnoles
Lieues Germaniques
Lieues Françoises
Pampas ou Plaines qui sont desertes
Toute cette Cote
Rio de la Plata
Dans la composition de cette Carte il a paru a l'auteur, que ce qu'elle renferme de pays etoit trop étendu entre l'Orient et l'Occident dans les Cartes précédentes. Ainsi a mesurer l'intervale d'une Mer a l'autre, de S.t Vincent à Arica, on trouvera environ 120 de nos Lieues Françoises de moins que dans celles de *** et 400. Lieues ou environ de moins que dans celles de *** Sur la distance de Buenos ayres a la Côte de la Mer du Sud la difference est de 80 Lieues, ou de 260. ou environ. On auroit voulu pouvoir doñer plus de grandeur a cette Carte pour mettre un peu plus au large des details qui en sont point ailleurs.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar,

Zur Kunde fremder Völker und Länder aus französischen Missionsberichten

Bd.: 2

1782

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Ma 16(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421014-5